

**Christian
von Kamp**

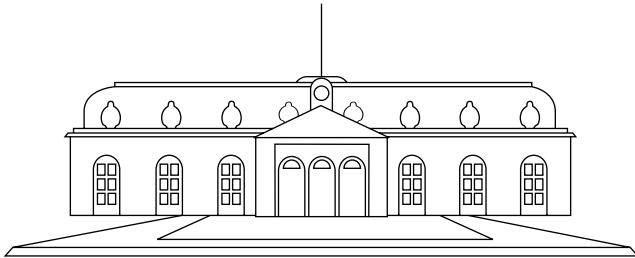


KURZGESCHICHTEN
und
ERZÄHLUNGEN

Christian von Kamp

KURZGESCHICHTEN und **ERZÄHLUNGEN**

(2007)



Für die eBook-Gestaltung danke ich
ganz herzlich Herrn Matthias Klemm!



Düsseldorf 2007
© Christian von Kamp
<http://www.christian-von-kamp.de>

HINTER DER MASKE

Viele Jahrzehnte lang pilgerte das Volk zu der Maske, und sie gab den um Weisung Bittenden bereitwillig Auskunft. Doch nicht nur einfache Menschen begehrten, von den Tempeldienern zu ihr vorgelassen zu werden, sondern auch hohe Politiker, Richter, Wirtschaftsführer, Prominente kamen in Scharen, um eine Audienz zu erhalten. Durchaus nicht jeder, der ein Anliegen an sie hatte, durfte vor sie hintreten. Glückliche waren alle, die dieses Vorrecht erlangten, zutiefst enttäuscht hingegen diejenigen, die abgewiesen wurden. Die Worte aus dem Mund der Maske waren Gesetz. Noch nie hatte jemand gewagt, gegen ihre Weisung zu handeln; er wäre vom Volk in der Luft zerrissen worden. Wenn die Maske einen Krieg gegen ein Nachbarvolk befahl, wurde Krieg geführt, und die Soldaten waren sich des Erfolgs ihres Feldzuges so sicher, daß sie unweigerlich den Sieg errangen, zumal das angegriffene Volk, das von der Weissagung mit Sicherheit schon erfahren hatte, von vornherein nicht die Kraft zur Gegenwehr aufbrachte. Gerichtsverfahren wurden so entschieden, wie die Maske es wollte. Wurde ein Sohn oder eine Tochter durch ihren Spruch von der Erbfolge ausgeschlossen, geschah dies, und niemand wagte, die Richtigkeit dieses Beschlusses anzuzweifeln.

Doch die Zeiten änderten sich, der Tempel und die Maske gerieten, da andere Dinge im Leben des Volks wichtiger wurden, nach und nach in Vergessenheit. Die Tempeldiener, die die Besucher früher vorgelassen hatten, waren längst vertrieben worden. Und es kam der Tag, da sah man die Maske nur noch als Kuriosität an, als Touristenattraktion, als Besuchsziel für Schulklassen und Kindergärten.

An einem warmen Sommerabend nun, die Sonne schien zwischen den Säulen in den Tempel herein, hatten alle Besucher ihn bereits verlassen, mit Ausnahme eines kleinen Mädchens, dessen Eltern in der Nähe ein Ferienhaus gemietet hatten. Ihr war es im Bett zu langweilig geworden, und so war sie aus dem Fenster geklettert, um sich den Tempel, den sie von ihrem Zimmer aus gesehen hatte, anzuschauen und auch die „lustige“ Maske zu suchen, von der sie schon gehört hatte.

Im Tempel brauchte sie gar nicht lange nach ihr zu forschen, denn das Licht der tiefstehenden Sonne schien auf das metallene Gesicht und ließ es hell erglänzen. Normalerweise lag die Maske mit ihren weisen und zugleich streng anmutenden Zügen halb im Dunkel, man ahnte dann mehr als man sah.

Das Mädchen ging geradewegs auf sie zu und wollte sie eingehender untersuchen, wegen eines Gitters kam sie aber nicht nahe genug heran, um sie anzufassen. So begnügte sie sich damit, das goldene Blech genau zu betrachten. Auf einmal war es ihr, als ob sich hinter den Augen-

löchern etwas bewegte, es sah im Licht der Abendsonne aus wie die Pupillen von richtigen Augen. Sie erschrak heftig. Da hörte sie Worte aus dem Mundloch kommen, und sie meinte, dahinter die Bewegung von Lippen zu sehen: „Erschrick nicht, mein Kind.“ Das Mädchen wollte weglau-
fen, aber als sie vernahm, wie traurig die Worte klangen, blieb sie stehen.

„Wie alt bist du?“ fragte die Maske.

„Sieben Jahre. Und du, liebe ... Maske?“

„O, ich bin so alt, daß ich es schon vergessen habe.“

Der Mut des Mädchens wuchs, und sie redete freier.
„Weshalb stehst du hier?“

„Früher, vor langer Zeit, habe ich den Menschen gewei-
sagt, ich habe ihnen bei ihren Problemen geholfen. — Nein, ich will ehrlich sein, du sollst es wissen: Ich war nicht für sie da, sondern sie für mich.“ Die Worte kamen dunkel und langsam aus dem Mund.

„Das verstehe ich nicht.“

„Weißt du, es gibt Menschen, die wollen andere Men-
schen beherrschen. Die sind nur dann glücklich, wenn sie Macht über andere ausüben. Ich bin so einer. Ich dachte, ich könnte für immer und ewig über andere bestimmen. Die anderen sollten leben wie Marionetten.“

„Und, bist du glücklich geworden?“

„Ich war es, am Anfang. Aber dann ...“

„Du brauchst nicht darüber zu reden, wenn du nicht
willst.“

Eine Weile lang herrschte Schweigen. Die Sonne war ein wenig tiefer gesunken. Jetzt konnte man die Pupillen der Augen hinter den Löchern der Maske besonders deutlich sehen. Sie bewegten sich unruhig hin und her.

„Wie heißt du?“ fragte auf einmal die Maske freundlich.

„Irina.“

„Irina, glaubst du, daß du die Wahrheit verträgst? Auch wenn sie schrecklich ist?“

„Ja!“ Irinas Stimme wurde sehr ernst. „Ich vertrage auch Schreckliches. Ich habe miterlebt, wie mein Bruder bei einem Unfall starb.“

„Dann will ich dir etwas erzählen. Ganz früher war ich ein gewöhnlicher Mensch, so wie du, mit Armen und Beinen und einem Bauch. Ich wurde Politiker, und schnell fand ich heraus, daß ich überaus begabt war, andere Menschen das tun zu lassen, was ich wollte. Die Menschen tanzten nach meiner Pfeife, und sie bemerkten es nicht einmal. Ich geriet in einen wahren Machtrausch. Aber leider wurde ich auch älter, und es war abzusehen, daß ich bald zu alt wäre, um noch Volkslenker zu sein. Da erfuhr ich von einer geheimen Bruderschaft, die von der Öffentlichkeit verlacht wurde, weil sie behauptete, den Menschen — mittels wissenschaftlicher Methoden — ewiges Leben geben zu können. Ich setzte mich mit den ‚Dienern der Ewigkeit‘, wie sie sich nannten, in Verbindung, und sie versprachen mir Unsterblichkeit. Es sei nur eine Operation erforderlich. Als ich aus der Narkose aufwachte und mich

in einem Spiegel sah, erschrak ich furchtbar: Sie hatten meinen Kopf von meinem übrigen Körper abgetrennt und ihn auf ein kleines Gerät gesetzt, das ihn von nun an mit Nährstoffen versorgte und das Sprechen ermöglichte. Chemische Substanzen in der Nährlösung sollten verhindern, daß meine Zellen weiter alterten. Du kannst dir vielleicht vorstellen, wie ich mich im ersten Moment fühlte.

In diesen Tempel hier stellte man mich hin, also meinen Kopf mitsamt dem Lebensgerät, und befestigte vor meinem Gesicht diese Maske. Es dauerte eine Weile, bis ich meinen Schock überwand, aber dann sah ich, welche Möglichkeiten sich mir boten. Als geheimnisvolle Maske konnte ich das Volk beherrschen! Die Bruderschaft tat das Ihrige dazu, um einen Kult zu begründen, und bald waren meine Sprüche Befehl für alle, die sie hörten.

Das ging eine Weile gut. Doch dann wollte die Bruderschaft in Gestalt der Tempeldiener selbst teilhaben an der Macht, und ich konnte mich nicht wehren. Sie brauchten mir nur zu drohen, den Lebensapparat abzuschalten, und ich tat, was sie wollten.“

Die Stimme schwieg. Das Sprechen fiel ihr anscheinend schwer.

„Und schließlich kam die Zeit, als ich meine Macht gänzlich verlor und zur reinen Sehenswürdigkeit verkam. Jetzt quälen mich nicht mehr ... die Tempeldiener, jetzt quält mich ... meine Bedeutungslosigkeit.“

Die Stimme machte immer längere Sprechpausen.

„Und die Langeweile ... und ...“ — wieder trat eine längere Pause ein — „ich habe ... viel Unrecht getan ... Das lastet schwer ... auf mir.“

„Ist etwas mit dir?“ fragte das Kind.

„Nein ... im Gegenteil ...“ — die Stimme wurde immer leiser — „Das Lebensgerät ... keine Energie ... mehr ... Endlich ... Friede.“ Die Worte erstarben.

In diesem Moment hörte Irina ein Scheppern: Die Maske war auf den Boden gefallen. Im Schein der letzten Strahlen der untergehenden Sonne sah sie den kahlen, schneeweißen Kopf mit dem von Falten tief durchfurchtes Gesicht. Obwohl ein auf den ersten Blick grauenvoller Anblick, lief Irina nicht weg; denn ein Lächeln lag auf dem Gesicht, ein Lächeln der Erlösung.

DER GEWINN

Es begann mit jenem seltsamen Brief, der mir eines Morgens, als ich in meinem Briefkasten nach Post schaute, entgegenfiel.

„Sie haben gewonnen!“ stand auf dem Umschlag in großen goldenen Buchstaben. Aha, wieder ein Reklamegag oder eine dreiste Betrugsmasche, dachte ich und wollte den Brief ungeöffnet in den Papierkorb werfen. Ich weiß nicht mehr, warum ich es nicht tat; vielleicht, weil ich keine weitere Post bekommen hatte und nicht umsonst zum Briefkasten gegangen sein wollte, vielleicht auch war ich ein klein wenig neugierig geworden. So riß ich den Umschlag auf und entnahm ihm eine schlichte Karte, auf der in einer verschnörkelten Schrift nur ein Satz stand: „Drei Tage lang sind Sie der Chef.“

Verärgert warf ich die Karte weg. Da wollte wohl jemand witzig sein. Egal, es gab Wichtigeres, als sich darüber Gedanken zu machen, jetzt wollte ich erst einmal anständig frühstücken, und dazu mußte ich in der Bäckerei, die zwei Kilometer entfernt von meiner Sozialwohnung lag, frische Brötchen besorgen. Die besten Brötchen der Stadt, teurer zwar als die aus dem Billigmarkt nebenan, aber auch als Arbeitsloser gönnte ich mir das eine oder andere, und gut zu speisen war nun einmal meine Leidenschaft.

Ich schwang mich auf mein rostiges Fahrrad und fuhr vom Innenhof zur Straße hin, auf den Lippen ein Liedchen, denn ich freute mich schon auf mein Frühstück, da sah ich aus der Haustür meine Lieblingsfeindin treten, eine dürre Rentnerin, die erst vor einem Monat die Wohnung über mir bezogen hatte, für eine Achtzigjährige ein erstaunlich gutes Gehör besaß, zudem eine erstaunlich schrille Stimme, die mir fast täglich meine „viel zu laute Trommelmusik“ vorhielt und mir immer wieder androhte, meine „Rücksichtslosigkeit“ werde „noch Folgen zeichnen“, wie sie sagte, „spätestens in der Hölle“. Dabei spielte ich meine Rock-CDs doch wirklich nur in Zimmerlautstärke ab, so daß man sie allenfalls in den — zugegeben sehr hellhörigen — Badezimmer der anderen Wohnungen mithören konnte.

Diese sympathische Gestalt öffnete soeben den Mund, und innerlich stellte ich mich schon auf das übliche Gekeife ein. Doch ich sollte mich irren.

„Einen schönen guten Morgen, verehrter Herr Schmidt, es freut mich sehr, Sie zu sehen! Wenn Sie demnächst wieder diese wunderbare Musik hören, könnten Sie sie bitte lauter stellen, damit ich sie noch besser genießen kann?“

Beinahe wäre ich vom Rad gefallen. Hatte ich richtig gehört? Oder griff meine Nachbarin neuerdings zu feineren Waffen und versuchte es mit Spott und Ironie? Ich schaute genauer hin, sie war es, in Person, eindeutig, und während sie mir nachwinkte, umspielten Wohlwollen und Entzücken ihre Augen und Lippen.

Wie ich so weiterradelte und mir dabei vorzustellen versuchte, wie die Rentnerin in ihre Wohnung zurückkehren und die Tüte zu Ende rauchen würde, begegnete ich mehreren Fußgängern, die stehenblieben, winkten, sich sogar leicht verneigten und jemanden zu grüßen schienen. In Gedanken versunken, nahm ich es zunächst kaum wahr, bis mir mit einemmal bewußt wurde, daß sie mich meinten. Unwillkürlich hielt ich an und faßte mich an den Kopf. Was ich erlebt hatte, konnte nicht stimmen, das waren doch alles wildfremde Menschen. Ich überlegte, ob es an den selbstgesammelten Pilzen liegen konnte, die ich gestern abend gegessen hatte.

Nach wenigen Schritten erreichte ich die Bäckerei. Wie jeden Morgen standen die Menschen hier in einer Schlange an, die bis auf den Bürgersteig reichte, und wie üblich lehnte ich meinen Drahtesel an eine Mauer und stellte mich hinten an. Auf einmal kam Unruhe in die Reihe, alle drehten sich um zu mir, grüßten mich freundlichst, ja geradezu begeistert, und baten mich, an ihnen vorbei hineinzugehen. Verwirrt stolperte ich zur Theke hin, wo das prachtvoll runde Mädchen, mit dem ich sonst so gerne scherzte, die anderen Kunden anschnauzte, sie mögen doch gefälligst mehr Platz für mich machen, um mir sodann eine riesige Tüte voller Brötchen in die Hand zu drücken und mir tausendmal für meinen Besuch zu danken. Nicht mehr wissend, was ich tat, griff ich automatisch zu meiner Geldbörse, doch da kam der Bäckermeister

persönlich aus seiner Backstube geschossen, buckelte vor mir, redete etwas wie: ich beliebte, einen Spaß zu machen und welch große Ehre es doch für ihn sei, schimpfte dann heftig mit dem drallen Mädchen, wie sie mich denn so vernachlässigen könne, griff nach einer Sacher-Torte, die er mir einpackte und in die noch freie Hand drückte, und geleitete mich unter ständiger Wiederholung „Welche Ehre, nein sowas“ vor die Tür, wo sich inzwischen ein Menschenauflauf gebildet hatte, durch den der Meister mir den Weg hin zu meinem Rad freiboxte, das er mir zum Aufsteigen bereit hielt, wobei er mir die Torte und die Brötchentüte abnahm und in dem hinten angebrachten Korb verstaute. Ich stieg auf und fuhr los, ich wußte nicht wohin. Hinter mir her lief winkend die Menschenmenge.

Ich war froh, als ich mich allein in einem Wäldchen wiederfand. Mit dem Kopf schlug ich mehrfach gegen einen Baumstamm, um aus dem Traum zu erwachen. Die Beulen, die mir wuchsen, waren echt. Kurz darauf, als ich mich beruhigt hatte, stellte ich fest, daß auch die Torte eine ganz hervorragende Realität besaß. Wer genießen will, sollte den Genuß nicht durch Grübeln beeinträchtigen, sagte ich mir, und langte, weitgehend denkfrei, so lange zu, bis nur noch ein unbedeutender Rest neben mir stand.

Erst nach einem wohltuenden Verdauungsnickerchen war ich für mich selbst wieder ansprechbar. Aber so sehr ich auch nachdachte, ich konnte mir aus den Geschehnissen des heutigen Vormittags keinen Reim machen.

Auf Schleichwegen fuhr ich heim, um möglichst wenigen Menschen zu begegnen. Doch schon von Ferne sah ich, daß eine große Menge sich vor dem Miethaus, in dem ich wohnte, versammelt hatte. So beschloß ich, heute nicht nach Hause zurückzukehren, zumindest nicht, solange es hell war, und bei meinem besten Freund Otto unterzukommen.

Als er die Wohnungstür öffnete und mich erblickte, ging ein freudiges Erschrecken über sein Gesicht. „Du — du besuchst tatsächlich und wirklich mich kleinen Erdenwurm?“ Er beugte sich nieder, um meine Hände zu küssen, und fing von mir eine Ohrfeige. „Du hast recht, o Herr,“ kommentierte er diese demütig, „wie konnte ich es nur wagen, mich dir so ungeziemend zu nähern.“

Ich packte Otto bei der Schulter und stellte ihn gerade vor mich hin. Dann schaute ich ihm tief in die Augen. „Bitte, Otto, sag mir, sag mir ehrlich, was soll das Ganze?“ Hoffentlich vernahm er den flehenden Ton meiner Stimme!

„Was soll was, o Gnädiger? Vergebe er mir meine Unwissenheit.“ Wieder wollte er mir die Hände abschlabbern, und erneut knallte es in seinem Gesicht, diesmal so heftig, daß er zurücktorkelte. Ich war furchtbar sauer. Behandelt so ein Freund den anderen? War ich denn der Kaiser von China? Wo blieb unsere kumpelhafte Verbundenheit?

„Jetzt sag mir endlich, warum du so devot vor mir herumkriechst? Ich bin es doch, der Kalle. Was ist nur los mit dir und all den anderen?“

Otto schaute mich mit riesengroßen Augen an. Dann stammelte er fassungslos: „Aber ... aber ... du bist doch ... der CHEF!“

Jetzt fiel es mir wie Schuppen von den Augen — Schuppen groß wie Ziegelsteine. Jetzt endlich hatte ich begriffen!

Bereits am ersten Tag erkannte ich, daß es durchaus von Vorteil sein konnte, der Chef zu sein. Am Vormittag die Sacher-Torte, und am Abend Einladungen von den nobelsten Restaurants und Hotels der Welt. Natürlich hatte man mich schnell bei Otto ausfindig gemacht, wobei die Journalisten um einiges schneller waren als Polizei und Geheimdienste, und seitdem wurde ich rund um die Uhr und bei jedem Atemzug behütet und bewacht. Der Staat Dubai hatte mir, meinem Wachpersonal, meinen Leibärzten und meiner übrigen Dienerschaft — es waren an die fünfhundert Personen — sein bestes Luxushotel zur Verfügung gestellt, natürlich kostenlos. Bereits das Dinner des ersten Abends gestaltete sich zu einer Schlemmerorgie. Natürlich hatte ich befohlen, daß Otto mitkäme; an dem gigantischen Tisch saß er mir gegenüber, etwa 50 Meter von mir entfernt, so daß wir uns über Sprechanlagen unterhalten mußten. Im Hintergrund huschte, für uns kaum wahrnehmbar, eine riesige Dienerschar, um mir jeden Wunsch zu erfüllen. Und so gab ich mich den Speisegenüssen in vollen Zügen hin, ließ mir auch mehrmals zwischendurch den Magen auspumpen, um nicht schon nach dem 13. Gang abrechnen zu müssen. Ich brauchte schließlich viel Energie,

denn für den nächsten Morgen hatten mich der amerikanische Präsident und der russische Generalsekretär um eine Audienz gebeten, sie wollten, daß ich ihnen Anweisungen für ihre weiteren weltpolitischen Entscheidungen gebe.

Auf mir lastete die Verantwortung für die gesamte Menschheit.

Am zweiten Tag meiner Herrschaft über die Erde griff ich anständig in das Weltgeschehen ein. Bis zum Abend hatte ich die Regierungschefs sämtlicher Länder zu mir zitiert und ihnen befohlen, in ihren Staaten Gerechtigkeit einzuführen und die Güter der Reichen an die Armen zu verteilen. Außerdem hatte ich Anweisung erteilt, Krieg und Terrorismus auszurotten. Einige stimmten mir begeistert zu, andere schienen ob meines Befehls weniger glücklich zu sein, doch ich achtete nicht darauf. Den ganzen Tag über kam ich vor lauter Regieren kaum dazu, eine gute Mahlzeit zu mir zu nehmen, erst in der Nacht konnte ich mich den wichtigen Dingen des Lebens widmen. Viel aß ich jedoch nicht, Bürde und Würde meines Amtes lasteten schwer auf meinem Magen, schon nach wenigen Bissen verlangte ich nach einem Bett, das 24 Araberinnen auf einer Sänfte herbeitrugten und in das ich mich todmüde fallen ließ. Macht zu haben und auszuüben ist schon eine feine Sache, aber es strengt doch an.

Schon um drei Uhr, die Sonne war längst noch nicht aufgegangen, stand ich wieder auf. Ich war neugierig darauf, wie meine Befehle in die Tat umgesetzt worden waren.

Als ich von allen Verantwortlichen hörte, es seien noch etliche Vorbereitungen zu treffen, bekam ich einen Wutanfall: Wie konnte man einfach so nachlässig behandeln, was ich, der Chef, befohlen hatte? Wollte man sich lustig machen über mich, den Erhabenen Regenten, mich, den Weltenherrscher?

Ich schrie in die Telefone, man habe mir sofort, und zwar aufs strikteste, zu gehorchen. Von den anderen Enden der Leitungen ließ sich kaum mehr als ein bibberndes Flehen um Verzeihung vernehmen. Ganz klar verlangte ich, die Kriege hätten bis spätestens 20.15 Uhr — denn dann gedachte ich mein Abendmahl einzunehmen — beendet, sämtliche Terroristen verhaftet und die Gelder der Reichen verteilt zu sein.

Nachdem alle Befehle zur Verbesserung der Welt erteilt worden waren — dies zog sich bis Mittag hin, darüber hatte ich ganz vergessen zu frühstücken —, gönnte ich mir einen Imbiß, schob das gebratene Rentier aber bald beiseite, da ich unbedingt mitverfolgen wollte, was sich nunmehr in der Welt ereignete.

Und wahrhaftig, schon nach kurzem gingen die ersten Nachrichten bei mir ein — Meldungen allerdings, die eher unerfreulich klangen. Zwar war überall das Ende der Kriege ausgerufen worden, doch die Untergrundbewegungen und Widerstandskämpfer nutzten dies aus, um erst recht aktiv zu werden. Ihnen schlossen sich, soweit sie nicht ohnehin bereits dazugehörten, die Terroristen an, die sich keines-

wegs einfach von Polizei und Militär einsammeln ließen. Weltweit verschlimmerte sich die Situation stündlich, und je lauter ich meine Befehle brüllte, um so kritischer entwickelte sich die Lage. Am Abend drohte der Erdkreis in einen internationalen Bürgerkrieg zu versinken.

Meine Stimme krächzte schon ganz heiser, meine Worte ähnelten nur noch einem Röcheln, doch immer noch versuchte ich, alles wieder in den Griff zu bekommen. Angebotene Speisen schob ich beiseite, für so etwas war jetzt keine Zeit. Kurz vor Mitternacht erfuhr ich das Unglaubliche: Amerikanische und russische Kampfflugzeuge befanden sich im Anflug auf Dubai. Sie wollten mich eliminieren, um die Welt zu retten. Mich, den Chef!

Otto stand bleich neben mir und murmelte etwas wie: „Jetzt ist alles aus.“ Dann ging er auf mich los und verpaßte mir eine schallende Ohrfeige.

In diesem Moment wachte ich auf.

„Er kommt wieder zu sich“, ließ eine Stimme in den Raum hinein verlauten. Danach erschien über mir, der ich in einem Bett lag, ein Augenpaar hinter dicken Brillengläsern. „Wir mußten Ihren Magen auspumpen“, drang es väterlich-gütig an mein Ohr. „Seien Sie froh, daß die Fliegenpilze Sie nur ins Reich der Träume geschickt haben!“

Das war vor einer Woche gewesen. Heute morgen flatterte mir, als ich den Briefkasten öffnete, ein Brief entgegen. Auf dem Umschlag stand in goldenen Lettern: „Sie haben gewonnen!“

Stunden später fragte mich ein Wohnungsnachbar, warum ich vorhin im Unterhemd schreiend aus dem Haus gelaufen sei.

DER KUSS AUS DEM JENSEITS

Vierzehn Jahre war ich alt, als ich starb. Ich hatte sie noch nicht ein einziges Mal berührt, geschweige denn geküßt; dabei hatte ich mir so sehnlich gewünscht, sie in die Arme zu nehmen und ihr einen Kuß geben zu dürfen!

Am 17. Februar, acht Wochen vor meinem Tod, sah ich sie zum erstenmal, als sie mit einer Freundin in der großen Pause auf dem Schulhof ihre Runden drehte. Ich schätzte sie auf 13 Jahre; vermutlich war sie von einer anderen Schule hierher gekommen und jetzt ihren ersten Tag hier, sonst wäre sie mir mit Sicherheit schon vorher aufgefallen. Sie trug einen langen, dunkelblauen Wintermantel, ein Wollkätzchen auf ihrem Kopf, und um ihren Hals schmiegte sich ein weißer Schal. Dieser Anblick alleine schon faszinierte mich: der helle Schal auf dem dunklen Mantel. Doch um ein Vielfaches hingerissen war ich, als ich beim dichten Vorbeigehen ihr Gesicht ganz aus der Nähe sah. Es war, mit einem Wort, süß, ja unendlich süß: Alles an dem Gesicht wirkte rundlich und weich, die Wangen, die Stupsnase, der Mund; dazu die langen, kastanienbraunen Haare und die tiefdunklen Augen, die zu der Weiße der Haut kontrastierten. Hingebungsvoll blickte ich in dieses Gesicht hinein, doch sie nahm mich nicht einmal zur Kenntnis. Ich wußte und fühlte sofort: In dieses Mädchen war ich unsterblich verliebt.

Wäre ich nicht so schüchtern gewesen, vielleicht hätte ich sie angesprochen; doch ich traute mich nicht, und so ging ich weiter zusammen mit meinen Kameraden, äußerlich an deren Gesprächen teilnehmend, innerlich aber nur interessiert an ihr, die ich fortan liebte. Wir umrundeten uns wie Planeten, mal kamen wir dicht aneinander vorbei, dann wieder befanden wir uns weit voneinander entfernt — so lange, bis die Schulglocke das Signal zum Pausenende gab.

In den kommenden Tagen und Wochen ging es nicht anders: Ich schaute in den Pausen voller Sehnsucht zu ihr hin, doch sie sah mich nicht einmal. Leider bekam ich trotz meiner Erkundigungen nicht heraus, wo sie wohnte, aber ich erfuhr immerhin, daß sie Susanne hieß.

Mitte April wurde es ungewöhnlich warm. An jenem schicksalhaften Freitag, an dem ausnahmsweise alle Klassen wegen einer geplanten Schulveranstaltung schon nach der dritten Unterrichtsstunde Schluß machten, wollte ich ihr folgen, abwarten, bis sie sich unterwegs von ihrer Freundin getrennt hätte, und auf sie zutreten mit den Worten: „Susanne, du kennst mich nicht, ich bin der Christian.“ Vielleicht würde sie dann sagen: „Ich hab dich oft auf dem Schulhof gesehen.“ Und ich würde weitersprechen: „Hat dir schon einmal ein Junge gesagt, wie wunderschön du aussiehst?“ Alles weitere würde sich, hoffentlich, ganz von alleine ergeben. Vielleicht würde ich sie dann vor ihrer Wohnung küssen dürfen? Ach, der erste Kuß auf diese süßen Lippen, nach dem ich mich so sehnte!

Schon in der großen Pause bewunderte ich ihr Aussehen: ein kurzes blaues Röckchen und eine geblümete Bluse. Ich stellte mir vor, wie unter dieser Bluse ihr Herz für mich schlagen würde! Mir kam es so vor, als schaute sie ein- oder zweimal zu mir hin; oder bildete ich mir das nur ein?

Nach Schulschluß folgte ich ihr und ihrer Freundin von ferne. Ich ließ sie nicht aus den Augen, um sie nur ja nicht zu verlieren. Endlich trennten die beiden sich, und Susanne ging alleine weiter. Da sah ich, wie sie in eine Sackgasse einbog. O je, wenn sie hier wohnte, hatte ich kaum mehr Zeit, sie bis zu ihrer Wohnung zu erreichen. Schnell lief ich über die Straße, um ihr zu folgen, hörte gerade noch ein Hupen, und schon hatte der LKW mich erfaßt.

Der Arzt konnte nur noch meinen Tod feststellen.

Hier stand ich nun in einem geistigen Leib neben meiner Leiche und schaute zu, wie die Neugierigen sich am Unfallort sammelten. Auch Susanne war unter ihnen und blickte entsetzt auf meinen verunstalteten Körper. Ich stellte mich neben sie; jetzt konnte ich in aller Ruhe ihre Schönheit betrachten und bewundern, was ich als Vorteil meines gegenwärtigen Zustands empfand. Daß ich bei den anderen als tot galt, störte mich nicht weiter; in meiner neuen Existenzform fühlte ich mich zudem wohler und freier als bisher.

Ich wußte sehr wohl, daß ich nicht auf Dauer auf der Erde bleiben würde, sondern nach einer gewissen Zeit in einen anderen Bereich hinüberwechseln mußte, aufsteigen durfte in eine schönere Welt. Doch es war noch nicht so-

weit, denn es gab etwas, das mich hier festhielt: Meine unerfüllte Sehnsucht, Susanne in die Arme zu nehmen und zu küssen. Erst dann würde ich dieses Sein hier verlassen und in meine wahre Heimat zurückkehren.

Und mit einemmal fühlte ich: Es gab nicht nur mein Wollen, Verlangen, Begehren — dieser Wunsch bestand in gleicher Weise bei Susanne, die auch in mich verliebt war, und er hatte bei ihr schon seit langem bestanden. Nicht nur ihr Gesicht verriet es mir, sondern auch ihre Gedanken, die ich intuitiv erfaßte. Und ich Trottel hatte bisher nichts davon bemerkt!

Leider gab es ein Problem bei der Verwirklichung unseres sehnsüchtigen Traums: Wie nur sollten wir einander umarmen und küssen können, da wir doch in unterschiedlicher Körperlichkeit lebten? Sie konnte mich nicht berühren, und ich sie nicht.

Verwundert es da, wenn ich ein wenig traurig wurde, als ich sah, wie ein Leichenwagen meinen Körper abtransportierte? Über Susannes Gesicht liefen Tränen. Ich begleitete sie, als sie nach Hause ging; leider fühlte sie meine Gegenwart nicht. In der Wohnung berichtete sie ihren Eltern von dem Unfall. Da mußte ich an meine Eltern denken und daran, wie sie auf meinen Tod reagieren würden, und im gleichen Augenblick befand ich mich bei meiner Mutter, die soeben informiert worden war und weinend neben einer Polizistin auf der Wohnzimmercouch saß. Ihr Schmerz berührte mich tief, und doch wußte ich, für uns

war jetzt die Zeit der Trennung gekommen; in nicht allzu ferner Zukunft würden wir einander in einer anderen Welt wiedersehen und uns in die Arme fallen. So verließ ich sie, getröstet durch diese Aussichten, und nahm zugleich innerlich Abschied von meinem Vater, der gerade durch die Haustüre hereinstürzte. Ich konnte beiden keinen Trost spenden, erfüllte aber, daß es so, wie es gekommen war, seine Richtigkeit hatte.

Eine Sekunde später befand ich mich wieder bei Susanne. Sie saß mit verweintem Gesicht über ihrem Tagebuch und schrieb etwas hinein. Ich las: „Soeben habe ich den verloren, den ich so sehr liebte. Warum, warum nur habe ich es ihm nicht deutlicher gezeigt?“

Die Zeit drängte. Ich wußte, man erwartete mich „drüben“, und doch konnte ich nicht hinüber, solange wir uns nicht geküßt hatten.

„Wärst du doch nur hier!“ flehte Susanne mit schwacher Stimme.

Ich versuchte mit all meinen Kräften, mich ihr bemerkbar zu machen, doch es gelang mir nicht.

„Einmal nur dich berühren dürfen — und wissen, es geht dir gut!“ Es war ein Schrei ihrer Seele, der durch ihr Mädchen-Zimmer klang.

So hilflos war ich mir noch nie vorgekommen. Was nur konnte und sollte ich tun?

„Nun, dann steh doch nicht so dumm herum, sondern handle.“ Neben mir erblickte ich auf einmal meinen älte-

ren Freund Wolf-Udo, der vor Monaten als 24jähriger an Mukoviszidose gestorben war. Er schaute mir mit einem himmlischen Lächeln in die Augen und legte seine Hand auf meine Schulter. „Ich bin gekommen, um dich abzuholen. Aber vorher hast du noch etwas zu erledigen. — Vertrau mir, ich helfe dir.“

Ich erkannte, daß er recht hatte, denn ich spürte, wie mir Kräfte zuwuchsen, die von ihm ausströmten. Soeben war Susanne aufgestanden und schaute verwirrt im Raum umher. Sie ahnte etwas. Ich ging auf sie zu und griff vorsichtig nach ihrer Hand. Zunächst erschrak sie, als sie mich wahrnahm, aber dann trat ein Lächeln in ihre Augen. Langsam näherte ich mich ihr ganz, umfaßte, umarmte sie, fühlte ihren Körper und ihre Seele, so wie auch sie mich fühlte. Dann gab ich ihr einen Kuß auf den Mund, und sie küßte mich zurück. Es war ein ruhiger Kuß, und zum ersten und letzten Mal fühlte ich ihre weichen Lippen. Lange umarmten wir uns, dann löste ich mich von ihr. Susanne öffnete ihre Augen, und fast war es, als sähe sie mich.

Zwei Menschen gingen auseinander — und sie wußten, sie blieben weiterhin durch ein seelisches Band verbunden.

DER FRAUENHELD oder **DAS ERHÖRTE GEBET**

Heute feiere ich meinen sechsten Geburtstag. Genau genommen ist es mein 114. Nächstes Jahr werde ich fünf. Ob ich dann noch werde schreiben können, ob meine kleinen Finger dazu noch in der Lage sein werden, weiß ich nicht.

Im Grunde liegt alles an den Frauen. Oder an meinem Schöpfer, der mich so geschaffen hat, daß ich die Frauen über alles begehre. Doch wenn ich ehrlich bin, komme ich nicht umhin, die Schuld an meiner Entwicklung mir zuzuweisen, denn ich selbst wollte mein Alter und den natürlichen Gang der Dinge nicht anerkennen und begehrte gegen Gott auf, der meinen Wunsch schließlich erfüllte, wenn auch in einer Konsequenz, die ich so nicht beabsichtigt, mit der ich nie gerechnet hatte.

Doch ich will nicht mit meinen jetzigen Gedanken beginnen, sondern zurückblenden in die Vergangenheit. Schon als Zwölfjähriger war ich ein glühender Verehrer des weiblichen Geschlechts und verführte Luise, eine Dreizehnjährige, die mich älter einschätzte. Unsere Liebesbeziehung kündigte ich nach drei Monaten auf, weil ich inzwischen ein anderes, reizvolleres Mädchen kennengelernt hatte, das mich schon beim zweiten Treffen heiß und innig begehrte. Allerdings wurden mir ihre romantische Schwärmerei und ihr Gerede von Liebe bald zu lästig, und

so machte ich mich auf die Suche nach einer Schönheit, die es mit dem Gefühl nicht so ernst nahm, mit der ich einfach Spaß haben würde, und fand sie zum Glück auch bald.

So ging mein Leben in den folgenden Jahren und Jahrzehnten weiter, ich hielt immer Ausschau nach jungen Frauen, und in den meisten Fällen landeten sie noch am Tag des Kennenlernens in meinem Bett — wobei ich dieses nur stellvertretend nenne für alle Orte, wo wir es miteinander trieben. Die Beziehungen hielten von wenigen Tagen bis zu einigen Monaten, dann wurden sie allmählich langweilig, und ich suchte etwas Neues.

Richtig verliebt glaubte ich mich zum ersten Mal mit Sechszwanzig, aber bereits nach vier Jahren wurde unsere Ehe geschieden; wir hatten uns nichts mehr zu sagen, womit ich besonders das Bett meine. Ich übte damals alle möglichen Berufe aus, mal war ich als Gehilfe eines Metzgers tätig, dann arbeitete ich in einer Kfz-Werkstatt. Mit Dreißig trat ich in den öffentlichen Dienst ein und lernte im Laufe der Jahre etliche Kolleginnen von ihrer intimen Seite kennen, wobei sich mein Jagdgebiet keineswegs auf sie beschränkte. Als 48jähriger heiratete ich zum zweiten Mal. Ich wagte nicht, an die Monogamie zu glauben, und so vereinbarten Martina und ich eine offene Ehe: Wir beide durften es treiben, mit wem wir wollten, nur hatten wir uns versprochen, immer offen voreinander zu sein. Ich war 54, als ich entdeckte, daß Martina seit Jahren heim-

lich einen Geliebten besaß. Damit hatte sie unsere Vereinbarung gebrochen; ich war furchtbar enttäuscht von ihr. Sie verließ mich und zog zu ihrem Lover, ich blieb alleine in unserem Haus, das wir gemeinsam erbaut hatten. Eine Zeitlang zog ich mich aus der Welt zurück, doch als ich meinen Kummer überstanden hatte, hielt ich wieder Umschau in der Damenwelt.

Das Dumme war nur: Ich ging auf die Sechzig zu und konnte immer seltener eine Dreißigjährige oder gar eine Zwanzigjährige von meinen Vorzügen überzeugen. In ihren Augen war ich inzwischen eher der nette Opa von nebenan als ein feuriger Verführer. Und so mußte ich mich mit Frauen in der Klasse ab vierzig begnügen: mit solchen also, die mir furchtbar alt vorkamen.

Ich hatte mir in Jahrzehnten eine Menge Tricks angeeignet, die ich virtuos anwandte, außerdem ließ ich meinen Charme auf Hochtouren laufen, dennoch blieb die Ausbeute bei den Achtzehn- bis Dreißigjährigen eher kläglich. Ich begann, mein Alter zu verwünschen. An meinem 60. Geburtstag, den ich alleine verbrachte, rief ich zum Himmel: „Gott, wenn es dich wirklich gibt, dann darfst du mich nicht im Regen stehen lassen, dann mußt du mir helfen! Mach mich wieder jünger, damit junge Frauen mich begehren, nicht nur verrunzelte Omas. Doch du wirst mir nicht helfen, weil du gar nicht existierst!“

Aber dann geschah das Wunder. Tatsächlich, von da an ging es aufwärts. Ich konnte es kaum fassen, aber mein

sehnlicher Wunsch begann Wirklichkeit zu werden. Gott hatte mich erhört!

Meine Falten glätteten sich im Laufe der kommenden Jahre, das Haar wuchs kräftiger und dunkler, mein Bauch schrumpfte, die Muskeln schwellen wieder an. Mit Siebzig sah ich aus wie mit Fünfzig, und als Achtzigjähriger glich ich einem Vierzigjährigen. Jetzt war es für mich kein Problem mehr, bei der Weiblichkeit Erfolge über Erfolge zu erzielen. Natürlich zog ich mich von meinen Freunden und Verwandten zurück, denn ihnen würde meine Verjüngung früher oder später auffallen, und das wollte ich vermeiden, damit sie mir nicht mit ihrer Mißgunst mein Leben erschwerten.

Gelegentlich fragte ich mich, wie jung ich wohl wieder werden würde. Aber das war jetzt eher unwichtig. Gott meinte es gut mit mir.

Als ich mich dem Alter von zwanzig näherte — in Wirklichkeit der Hundert —, wurde ich doch allmählich unruhig. Jetzt müßte — so meine Wunschvorstellung — das Ende der Entwicklung erreicht sein, sonst geriete ich demnächst in einen Bereich, in dem man mich als Frauenheld nicht mehr ernst nähme. Bei dem gegenwärtigen Aussehen müßte ich entweder stehenbleiben, oder ich könnte — dagegen hätte ich auch nichts einzuwenden — allmählich wieder älter werden.

Doch leider änderte sich die Richtung meiner Veränderung nicht: Ich wurde weiterhin jünger. Panik ergriff mich,

doch ich konnte nichts ausrichten, und meine neuerlichen Gebete wurden nicht erhört. So ging es denn immer weiter abwärts — 15 Jahre, 14, 13, 12 —, und ich mußte mit ansehen, wie ich dem sexuellen Interesse der Frauen entglitt. Besonders verbitterte es mich, daß acht- oder siebenjährige Mädchen mit mir spielen wollten.

Ich besitze eine Wohnung in einem anonymen Hochhaus, in der ich lebe und wo niemand mich fragt, wo denn meine Mami sei. Wahrscheinlich kann ich aber nicht mehr lange hier bleiben, denn in Kürze werde ich nicht mehr in der Lage sein, mich alleine zu versorgen; schon so einfache Dinge wie Einkaufen gehen werden mir unmöglich werden. Um zu überleben, wird mir nichts anderes übrig bleiben, als das „ausgesetzte Kind“ zu spielen.

DAHINTER

Bisher hatte ich Museen gehaßt. Nachdem mein Vater mich als Schüler mindestens ein- bis zweimal monatlich an diese Orte der Kultur und der Bildung mitgeschleppt hatte, schwor ich mir, als Erwachsener ohne Not niemals ein Museum zu betreten. Doch jetzt hatte mich eine Not-situation ereilt: Maria hatte mich nach neunjähriger Ehe verlassen, ganz einfach sitzengelassen, nachdem sie einen anderen, „viel feinfühligere“ Mann kennengelernt hatte.

Da saß ich nun und wußte in meiner Freizeit nichts mit mir anzufangen. Einfach nur in der Wohnung herumlungern wollte ich nicht, und so begann ich, an öffentlichen Veranstaltungen teilzunehmen, Ausstellungen, Opern und Schauspiele zu besuchen — vor allem aber, durch Museen zu wandern. Vielleicht hoffte ich insgeheim, bei diesen Gelegenheiten eine neue Partnerin zu finden. Möglicherweise begann nun der Spruch zu wirken, den mein Vater mir gegenüber so oft wiederholt hatte: „Junge, wenn Sorgen dich quälen, geh ins Museum, dort wirst du sie vergessen.“ Die Ehe meiner Eltern war damals nicht glücklich gewesen, später besserte es sich.

Mitte Mai fand die bekannte „Lange Nacht der Museen“ in D. statt. Sie hatten bis Mitternacht geöffnet, Eintritt frei, und alljährlich nutzten erstaunlich viele Besucher dieses

Angebot. Nachdem ich mir an diesem Abend an etlichen Stätten der Kultur die Füße plattgelaufen hatte, landete ich schließlich nach 23 Uhr im „Haus der Kunst“, wo vor kurzem die Sonderausstellung „Arkadien und das Goldene Zeitalter“ eröffnet worden war. Von Müdigkeit überfallen, zog ich mich in ein Seiten-Kabinett zurück, setzte mich auf einen Stuhl und schloß die Augen. Als ich wieder erwachte, war Mitternacht längst vorbei.

Wie ich bei einem Rundgang durch die nur mit Notlampen beleuchteten Säle feststellen mußte, hatte man mich bei der Schließung des Museums anscheinend übersehen. Ich war die einzige Seele hier, gefangen in dem großen Tempel der Kunst, und genötigt, bis zum kommenden Vormittag auf meine Befreiung zu warten.

Jetzt war ich hellwach und konnte mich unmöglich zum Schlafen hinlegen. Am ehesten würde ich jetzt wohl zur Ruhe finden, wenn ich mich einfach irgendwo hinsetzte und eines der Bilder betrachtete.

So ließ ich mich in dem Saal, in dem ich mich soeben befand, in einem der bequemen Ledersessel nieder und betrachtete das Gemälde, das vor mir an der Wand hing. Durch die hohen Fenster beschien der Vollmond geradewegs dieses Bild, so daß ich die Einzelheiten auch ohne Raumbeleuchtung gut erkennen konnte. Auf dem schweren vergoldeten Rahmen stand der Name Jacopo Zucchi.

In einer bergigen, von Bäumen, Büschen und Blumen üppig bewachsenen Landschaft erblickte ich etliche Men-

schen unterschiedlichen Alters, alle nackt und schön; gehend, stehend, sitzend, liegend, meist in Gruppen: Sie hielten Blumen oder Früchte in der Hand, tanzten oder waren zärtlich zueinander, Mütter stillten ihre Babys. Von Arbeit, Zwang, Unzufriedenheit keine Spur, stattdessen überall Leichtigkeit, Lässigkeit, Freiheit, auch eine Spur Trägheit. Diese Menschen lebten, ganz einfach, ganz selbstverständlich; aber wußten sie auch, ging es mir durch den Sinn, wozu sie lebten, wofür, woraufhin? Über allem lag, so schien mir, trotz des allgegenwärtigen Spielerischen auch ein Hauch von Ernst, ja ich meinte sogar Langeweile herauszuspüren. Oder deutete ich das Bild einfach falsch, zu sehr von meinem eigenen Standpunkt des Aktivismus und der Unruhe aus? Vielleicht bedeutete das, was ich als Ernst wahrnahm, einfach nur das Erfühlen der inneren Harmonie, die sich nicht in überbordender Fröhlichkeit ausdrücken mußte; und was ich als Langeweile zu erkennen meinte, war stilles Genießen der Tiefe des Lebens.

Ohne daß ich es beabsichtigt hatte, war ich in Betrachtungen über das Gemälde und die Absichten des Malers versunken. Um die Details genauer zu sehen, stand ich auf und trat ganz dicht an das Bild heran. Mit einemmal war es mir, als bewege sich die im Hintergrund tanzende Gruppe tatsächlich im Kreis. Ich schrak zurück — stolperte — und landete auf meinem Hosenboden. Als ich mich erheben wollte, bemerkte ich, daß sich unter mir nicht etwa das Parkett des Kunstmuseums befand, son-

dem Gras. Ich sah mich um und erschrak, denn ich saß mitten in der Landschaft, die ich soeben auf dem Gemälde studiert hatte. Und ringsum erblickte ich all die Nackten,



Jacopo Zucchi „Der goldene Garten“

die ich im Bild gesehen hatte, und noch einige mehr, und sie wiederum hielten in ihren Bewegungen inne und schauten zu mir hin, als sei ich ein Wunderwesen, das plötzlich in ihrer Welt erschienen sei. Und mußte mein unvermitteltes Erscheinen ihnen nicht in der Tat wie ein Wunder vorkommen?

Doch dieser Gedanke beschäftigte mich nur einen winzigen Moment lang. Mir ging jetzt vor allem die Frage durch den Kopf, was mit mir wohl geschehen sei. Ich zwackte mir kräftig in den Oberschenkel, um festzustellen, ob ich träumte — leider tat es richtig weh, anscheinend war ich also wach.

Was auch immer geschehen sein mochte: Ich mußte zusehen, wie ich mit der gegenwärtigen Situation klarkäme.

Die anderen näherten sich mir, Verwunderung, Neugierde und ein wenig Scheu sprachen aus ihren Gesichtern. Einige reichten mir Früchte, wohl um mir ihre friedlichen Absichten zu bekunden. Ich nahm die Gaben an, zog mich einige Schritte zurück, setzte mich auf einen Felsen und aß. Dabei beobachtete ich diese Menschen, die wiederum mich im Auge behielten, während sie sich ringsum lagerten. Niemand sprach ein Wort.

Als sie gesättigt waren, kam ein junges Paar auf mich zu. Sie ergriff mich bei der rechten, er bei der linken Hand, und beide führten mich zu einem mir unbekanntem Ort; die anderen, etwa hundert Personen, folgten uns. Nachdem wir etwa eine halbe Stunde gegangen waren, immer noch

schweigend, langten wir in einem Tal an, dessen Boden sich sehr weich anfühlte; wie ich bald feststellte, bedeckte eine ungewöhnlich dicke Schicht Moos das Erdreich. Stauend sah ich, wie sich hier einer nach dem anderen einfach hinlegte und fast sofort einschief. Offenbar hielt man Mittagsruhe. Das Paar, das mich begleitet hatte, forderte mich mit Gesten auf, es mir gemütlich zu machen, und kurz darauf war auch ich in tiefen Schlaf versunken.

Als ich aufwachte, war die Sonne schon ein gutes Stück weitergewandert; es mußte gegen 15 oder 16 Uhr sein. Um mich herum stand ein Dutzend Männer und Frauen und lachte mich an. Das junge Paar näherte sich mir. Beide wiesen auf meine Kleidung und zupften dann an ihrer Nase; wollten sie mir damit sagen, ich röche unangenehm, oder wollten sie wissen, was ich da am Körper trage, oder aber mir zu verstehen geben, dieses ihnen Unbekannte störe sie, und ich solle es ablegen? Ich ging von letzterem aus; und da das warme Klima ohnehin keine Hemden und Hosen erforderte, zog ich sie einfach aus. FKK hatte ich schon seit langem ausprobieren wollen. Meine Figur fand ich immerhin noch einigermaßen passabel, wenngleich der Bauch sich ein wenig zu weit vorwölbte.

Die ganze Gruppe brach auf, und ich folgte ihr. Nach wenigen Minuten langten wir bei einem Bergsee an. Alle sprangen hinein; einige schwammen bis zum anderen Ufer hin und wieder zurück, andere setzten oder stellten sich einfach ins Wasser, um die Kühle zu genießen, und die

Kinder bespritzten sich gegenseitig. Anschließend legten sich alle ins Gras und ließen sich von der Sonne trocknen. Mir fiel auf, daß ich seit meiner Ankunft an diesem Ort nicht ein einziges Wort gehört hatte; weder sprachen die anderen mit mir noch untereinander. Allmählich verfestigte sich mein Eindruck, diesen Menschen sei die Sprache gänzlich unbekannt; das einzige, was ich von ihnen hörte, waren Rufe der Freude, Lachen und ähnliche Äußerungen, die keiner Worte bedurften.

Bald darauf zogen wir weiter. Es ging sanft bergauf, und nach einem längeren Anstieg erreichten wir eine Hochebene, von der aus man einen phantastischen Ausblick in die fruchtbare Landschaft hatte. Wir setzten uns auf den Boden, den Blick auf den Horizont gerichtet, hinter dem langsam die Sonnenscheibe versank. Es war ein wunderbares Gefühl, hier in der Gemeinschaft zu sitzen und angesichts der überwältigenden Natur einfach zu schweigen. Ich bemerkte, wie die anderen, ein Lächeln auf dem Gesicht, nach und nach die Augen schlossen, sogar die Kleinsten. Auch meine Lider senkten sich herab. Außer dem leise säuselnden Wind ließ sich kein Ton vernehmen, nicht einmal Vogelstimmen. Ich fühlte die anderen um mich herum, und ich wußte, sie waren glücklich, glücklich aufgrund des harmonischen Lebens in der Gruppe. Und doch: durch ihre Harmonie, ihr Glück hindurch spürte ich eine leise Trauer heraus. Ich hatte den Eindruck, ihnen fehle etwas. Was nur konnte es sein? Vielleicht die Sprache?

Anscheinend kamen sie, in ihrer naturhaften und doch wohl gesitteten Lebensweise, gut ohne sie aus. Sprache fördert die Kultur, doch sie birgt auch die Gefahr großer Mißverständnisse in sich. Dennoch: die reine Natur, so ahnte ich, genügte ihnen nicht.

Plötzlich wurde es hell, und ich hörte eine laute Stimme. Erschreckt öffnete ich die Augen. „Was machen Sie denn hier?“ rief der Museumswärter mir zu. Schweigend erhob ich mich aus dem Sessel.

DAS DRITTE GESCHLECHT

Vor langer, langer Zeit, so berichtet die Legende, gab es auf Erden drei menschliche Geschlechter: das männliche, das weibliche und das eumische. Alle drei waren vonnöten, damit Kinder gezeugt werden konnten; ohne die Anwesenheit und Berührung eines Eums konnten Männer und Frauen sich nicht vereinigen.

Ursprünglich, als Gott die Menschen erschaffen hatte, hatte ER nur zwei Geschlechter in die Welt gesetzt. Doch dann sah ER, wie die Menschen immer liebloser miteinander umgingen, und so ließ ER ihnen durch Propheten verkünden: „Weil Ihr nicht mehr zu schätzen wißt, daß ich Euch einander geschenkt habe, werde ich Euch für lange Zeit die Eume an die Seite stellen. Wenn Ihr jetzt nicht soviel Liebe entwickelt, zwei Menschen statt bisher einen zu begehren, so werdet Ihr in wenigen Generationen ausgestorben sein.“

Nachdem die Menschen aufgrund der neuen Situation üble Jahre erlebt hatten, erkannten sie, daß sie ohne Liebe nicht weiterbestehen konnten. Sie paßten sich den neuen Erfordernissen an, und bald gingen aus den Dreierehen viele Kinder hervor, und die Menschheit erholte sich wieder.

Doch leider wurden, infolge der Dreierbeziehungen, die Menschen immer ernster und verloren ihre Kindlichkeit.

Damit hatte es folgende Bewandtnis: Bis sich drei Menschen dreierlei Geschlechts in Liebe zusammenfanden, brauchte es seine Zeit. Oft waren sie schon vierzig Jahre oder älter, ehe ein Kind gezeugt wurde. Die meisten Kinder hatten daher drei Eltern, die schon weit entfernt waren von ihrer eigenen Kindheit und ihren Söhnen und Töchtern wenig Kindliches und Verspieltes mehr vermittelten. Viele der Jungen und Mädchen wurden sogar altklug.

Als Gott die neue Menschheit sah, wurde er traurig, denn er vermißte das Lachen der Kleinen und der kleingeblienen Großen. Und so ließ er mitteilen: „Die Zeit ist gekommen, Euch wieder die Fähigkeit zurückzugeben, in der Form zweier Geschlechter zu leben und zu überleben.“

Tief in der unbewußten Erinnerung der Menschen ist seitdem die Erkenntnis verwurzelt, daß zu wenig Liebe den eigenen Untergang herbeiführt.

SELIGE ZEITEN

Erinnerst Du Dich noch an damals? Zwei Sommer verbrachten wir miteinander; es waren die glücklichsten meines Lebens. Du verschwiegst mir, wie es um Dich stand, und schriebst es mir erst wenige Tage vor Deinem Tod. Es war gut so, es war richtig. Ich blieb unbefangen, unbelastet, und mein Lachen hat Dir sicher manche Stunde leichter gemacht.

Die beiden Sommer waren so unterschiedlich wie Du und ich, wie Finnland und Deutschland, wie die Seen bei Savonlinna und die Weiher im Benrather Schloßpark.

Ich hatte gerade mein Abitur bestanden und noch einige Monate Zeit bis zum Antritt meines Zivildienstes; für drei Wochen wollte ich durch die Lande reisen, ohne festen Plan. In Heidelberg begegneten wir uns, rein zufällig. Zufällig? Du wolltest eine Straße überqueren und achtetest nicht auf den herannahenden Wagen, ich riß Dich gerade noch rechtzeitig zurück. Du setztest Dich einfach auf den Bürgersteig, ich blieb zunächst ratlos stehen; als ich aber sah, daß Du weintest, setzte ich mich neben Dich.

Nach einer Weile wischtest Du Dir die Tränen aus dem Gesicht und erzähltest mir Deine Geschichte in stark gebrochenem Deutsch: Du warst aus Finnland angereist, um hier, in den Semesterferien, bei Deiner Brieffreundin einige

Urlaubstage zu verbringen. Doch Ihr verstandet Euch nicht, es kam zum Streit, Du verließest Deine Freundin, und jetzt wußtest Du nicht, wohin Du solltest.

„Wie heißt du?“ fragte ich Dich.

„Tarja.“

„Ich bin Peter. Komm mit mir in die Jugendherberge.“

Zwei Wochen lang blieben wir zusammen. Du warst drei Jahre älter als ich, ein hübsches Mädchen mit einem schmalen Gesicht und seidigen dunkelbraunen Haaren. Wir reisten quer durch mein Heimatland, schauten uns München an, Dresden, Hamburg und noch andere Städte. Du sprachst nicht viel, ich dagegen plauderte um so mehr. Dein Gesicht blieb meist ernst, aber wenn ich Dich auf Sehenswürdigkeiten, auf schöne Häuser, auf die Landschaft hinwies, strahlten Freude und Glück in Deinen Zügen auf. Von Düsseldorf aus, wo ich Dir die Altstadt sowie Schloß und Park Benrath zeigte, flogst Du, nachdem wir uns lange schweigend umarmt hatten, nach Helsinki und von dort nach Savonlinna, wo Du in den Ferien bei Deinen Eltern und Geschwistern lebstest.

Wir schrieben uns viele Briefe, die Zeit verging wie im Flug, und für den nächsten Sommer ludest Du mich ein, bei Euch zu wohnen, in Eurem Ferienhaus, „im Grün gelegen, geradewegs am See“. Mit dem Rover holtest Du mich vom Flughafen ab, und nach wenigen Stunden Fahrt waren wir am Ziel. Es kam mir vor wie ein grün-blaues Paradies: Seen, in denen sich der Himmel spiegelte, und Wälder. Die

Birken reichten fast bis an das grasbestandene Ufer heran. Wenige Schritte vom Wasser entfernt das rotbraun gestrichene Holzhaus mit den weißgerahmten Fenstern. Deine Eltern traten aus der Haustür auf mich zu, Dein Vater versuchte ein deutsches „Guten Tag“, Deine Mutter, eine immer noch sehr hübsche Frau mit klugem Gesichtsausdruck, nahm mich gleich in die Arme und drückte mich herzlich an sich. Ich staunte, zumal ich in einem Reiseführer gelesen hatte, die Finnen seien, jedenfalls zu Beginn einer Bekanntschaft, eher reserviert.

Am Abend saßen wir gemeinsam vor dem Haus, aßen Meeresfrüchte und unterhielten uns dabei köstlich. Das heißt, Du, Tarja, übersetzttest nach beiden Seiten hin; Du machtest auf mich einen ungewöhnlich aufgekratzen Eindruck. Deine Mutter und Deine älteren Schwestern lachten gern und viel, wohingegen Deine beiden jüngeren Brüder, die sich, wie ich erfuhr, vor allem für Wassersport interessierten, eher schweigsam mit am Tisch saßen.

Die Sonne ging sehr früh unter. Solch einen stillen Sonnenuntergang hatte ich noch nie erlebt. Vielleicht hatte ich bisher einfach nur nicht auf derartige Naturschauspiele geachtet; vielleicht lag es auch daran, daß ich verliebt war.

Dir bereitete es große Freude, in der Runde zu erzählen, wohin überall Du mit mir in diesem Sommer fahren, was alles Du mir zeigen wolltest: einen Nationalpark und ein Freilichtmuseum, Inseln, Holzhäuser und Holzkirchen, eine alte Festung — und natürlich Eure Städte. Und auch

von Schiffen aus wolltest Du mir Deine Heimat vorstellen. Wir hatten mehr als drei Wochen vor uns, und das Juli-Wetter ließ sich gut an.

Leider kam alles ganz anders. Am Vormittag des übernächsten Tages stolperte ich über eine Baumwurzel und brach mir den Fuß. Ich mußte zwar nur für kurze Zeit ins Krankenhaus, da ich aber mit meinem Gipsfuß nicht richtig gehen konnte, kamen Ausflüge für mich nicht in Betracht.

Das Ende der schönen Ferien? Nein, das Gegenteil war der Fall. Denn das Leben wurde intensiver: das Leben der Stille, das Leben mit Dir. Fast täglich suchten wir die Sauna auf, die mit zum Haus gehörte, selten nur wir beide, meist die ganze Familie; ich glaube, man tat es so häufig vor allem auf meinen Wunsch hin. Ich genoß es, wenn wir uns gegenseitig mit nassen Birkenzweigenbüscheln auf den Rücken schlugen oder uns mit ihnen abrieben. Der Duft der Birkenblätter machte mich geradezu glücklich. Gerne wäre ich auch zwischen den Saunagängen in den See gesprungen, wie die anderen es taten, aber es war nicht erforderlich, es erfrischte mich auch wunderbar, wenn Du mich mit kaltem Wasser bespritztest. Die ganze Familie hatte nicht nur in der Sauna viel Spaß.

Doch die überwiegende Zeit waren wir beide für uns alleine. Meist saßen wir dann still, hielten uns an der Hand und schwiegen. Nicht eine Minute lang empfand ich dieses Schweigen als langweilig, sondern im Gegenteil als den

Gipfel der Erfüllung. Ich war dabei glücklich, einfach glücklich, und sah Dir an, daß es Dir ebenso erging. In diesen Minuten und Stunden hatten wir alles, was wir brauchten, es gab keine unerfüllten, keine quälenden Wünsche.

Wie oft ließen wir uns auf einer Bank am See nieder, ein Stück abseits des Hauses, und blieben dort, bis man uns zum Essen rief. Wir blickten dann hinaus auf das Wasser, dessen Spiegel der Wind leicht kräuselte, sogen den Duft des Waldes ein, nahmen das milde Licht des Himmels in uns auf.

Nicht selten gingen wir auch nach dem Abendessen noch hinaus zu unserer Lieblingsstelle am See, wärmer gekleidet als tagsüber wegen der nächtlichen Kühle. Ich legte meine Krücken ins Gras, wenn wir uns umarmten und küßten, dann setzten wir uns noch eine Weile auf die Bank, um die Wolken, den Mond und seine Spiele im Wasser zu beobachten.

Ich bin froh, daß dies alles so tief in mein Gedächtnis eingegraben ist, denn es wird sich nicht wiederholen.

Im folgenden Frühjahr erlagst Du Deiner Krankheit. Zu Deiner Beerdigung konnte ich nicht kommen. Jetzt stehe ich hier an Deinem Grab und spreche zu Dir und schweige mit Dir. Du wirst mich hören und verstehen. Sieh her, ich habe Dir ein Bündel frischer Birkenzweige mitgebracht.

DAS LICHT

Damals war ich 23 Jahre alt. Schwüle Hitze schlug mir entgegen, als ich aus dem Flieger stieg. Und dann noch den schweren Koffer vom Band holen, angefüllt mit Schmutzwäsche aus zwei Wochen Dänemark-Urlaub. Welch eine Wohltat, endlich in den kühlen Schlund der U-Bahn-Station abtauchen zu dürfen.

Die Bahn stand schon bereit, ich ließ mich auf einen Sitz fallen.

Als gelungen konnte ich diesen Urlaub wahrlich nicht bezeichnen; andererseits war es doch gut, daß es so gekommen war, frühzeitig und nicht erst nach langem Hin und Her. Vielleicht war es leichtfertig gewesen, schon nach zwei Monaten eher oberflächlichen Kennens eine gemeinsame Reise anzutreten, um dann festzustellen, daß die Interessen in der Freizeitgestaltung weit auseinandergingen: Jeanette suchte das Nachtleben, ich wollte mir tagsüber Städte anschauen und die Abende in Ruhe zu zweit verbringen. Schon nach drei Tagen trennten sich unsere Wege.

Die Bahn fuhr los. Erstaunlich, sie war kaum zur Hälfte besetzt; um so besser, dann konnte man sich mehr ausbreiten. Gelangweilt schaute ich ins Schwarz der vorbeisausenden Tunnelwände.

Nach kaum einer Minute Fahrt bremste der Zug und hielt an. Gut, so etwas kam vor, vielleicht gab es noch keine Einfahrerlaubnis für die nächste Station.

Die Durchgangstür zu unserem Wagen wurde aufgestoßen. Ein breitschultriger Mann mit Netzhemd und Jeansjacke, offenbar nicht mehr ganz nüchtern, schwankte durch den schmalen Gang. Wenige Meter von mir entfernt stieß er mit seinem Bein an einen Koffer und fluchte laut.

Einige Sitzreihen vor mir ließ sich ein Kichern vernehmen.

Der Mann, eben noch über sein schmerzendes Knie gebeugt, richtete sich auf und schaute böse in die Runde. „Wer war das?“ fragte eine Stimme, deren Klang nichts Gutes ahnen ließ. Eine Sekunde Stille. Dann wiederholte er brüllend: „Verdammt, wer war das?“

Alle Fahrgäste waren verstummt und schienen sich in sich selbst verstecken zu wollen. Der Choleriker blickte wild um sich; dann wurde er mit einemmal anscheinend ruhig, zog seine Jacke aus, legte sie über eine Sitzlehne und verkündete langsam und laut: „Melde dich, du Feigling. — Wenn nicht, knöpfe ich mir jeden einzelnen von Euch vor.“

Schweigen. Dann erklang ein Stimmchen: „Tut mir leid, ich entschuldige mich dafür.“

Alles schaute hin zu der jungen Frau, der die Furcht ins Gesicht geschrieben stand und die dennoch den Mut gehabt hatte, sich zu äußern.

„So, du Schlampe warst das also“, tönte es brutal. Der Mann ging mit erhobenem Arm auf sie zu, als wolle er sie schlagen.

Das war dann doch zuviel für mich: „Halt, das dürfen Sie nicht tun“, kam es über meine Lippen. Es war mehr unbewußt gesprochen, ich hatte wahnsinnige Angst vor dem Kerl. Dennoch stand ich auf und schritt auf ihn zu, als wolle ich ihn an seinem Tun hindern, ausgerechnet ich mageres und muskelarmes Jünglein. Der Mann wandte sich von dem Mädchen ab und mir zu, ein breites Grinsen trat auf sein Gesicht, als er die Schwäche seines „Gegners“ erkannte, doch dann wurde er mit einemmal wieder fuchs-teufelswild, so, als würde er andernfalls seine Autorität verlieren, und verpaßte mir eine gewaltige Ohrfeige. Ich flog zur Seite und knallte mit meinem Kopf gegen etwas Hartes. Ein heftiger Schmerz, dann tiefe Dunkelheit.

Auf einmal sah ich von oben herab auf meinen am Boden liegenden Körper; ich oder ein Teil von mir schwebte an der Decke des Wagens. Das Mädchen, das bedroht worden war, hatte sich hingekniet und beugte sich über meinen blutenden Kopf, neben dem ein schwerer Feuerlöscher lag, gegen den er anscheinend geprallt war.

Die meisten Fahrgäste waren aufgestanden und schauten zu meinem Körper hin, ein Zugbegleiter kam soeben hinzu. Der Schläger mit dem Netzhemd stand abseits, schwankte und blickte unbestimmt und verwirrt hin und her, so, als entfalte der Alkohol erst jetzt seine volle Wirkung.

All dies beobachtete ich von oben, aber es berührte mich im Inneren nicht; nicht einmal meine Gestalt, die wie tot dalag, war für mich interessant. Ich konstatierte lediglich das gegenwärtige Bild „da unten“, mehr nicht. Was sich vorher abgespielt hatte, ging mich nichts mehr an. Ich war ja auch nicht tot, ich lebte, wie ich es deutlicher niemals zuvor gespürt hatte. Mir war unfassbar leicht zumute, und ich genoß meine neue Freiheit.

Auf einmal flammte vor mir ein helles Licht auf, das mich trotz seiner Intensität nicht blendete, vielmehr zugleich eine unvorstellbare Milde und Zartheit offenbarte. Angesichts dieses Lichtes, das die anderen offensichtlich nicht wahrnahmen, erfüllte mich tiefes Glück.

„Wer bist du?“ fragte ich — fragten meine Gedanken.

„Ich bin hier, um dich abzuholen“, erklang überall und nirgends eine geistige Stimme.

„Ist das der Zustand des Todes?“ Neugierde drängte mich.

„Folge mir — hinein in das Leben“, kam die Antwort des Lichts.

Ich wollte schon „mitgehen“ — doch als ich nach unten schaute, sah ich, wie dem Mädchen, das neben meinem Körper auf dem Boden saß, Tränen über die Wangen liefen.

Ich zögerte. „Was ist mit ihr? Warum weint sie? Sie kennt mich doch nicht.“

Die Frage war mir kaum entschlüpft, als das Licht mich, wie ich sogleich erkannte, in die Vergangenheit beförderte.

Dort sah ich die junge Frau als Vierzehnjährige neben einem sterbenden Mann knien. Er war ihr älterer Bruder, der soeben von einem LKW überfahren worden war. Kaum hatte ich sein Gesicht erblickt, war mir klar, weshalb sie in der U-Bahn weinte: Er ähnelte mir fast bis aufs Haar.

Zurück in der Gegenwart, ging mir ein Gedanke durch den Kopf. Ehe ich auch nur den Satz formuliert hatte, vernahm ich schon die Antwort des Lichts: „Ja, du hast noch die Möglichkeit, ins Erdenleben zurückzukehren — doch bedenke, infolge deiner Hirnverletzung könntest du eine schwere Zeit vor dir haben.“

„Werde ich ‚ihr‘ denn helfen können?“

„Du wirst.“

„Dann will ich es.“

„Ich freue mich über deine Entscheidung. Du sollst auf deinem Weg Beistand erhalten.“

Der gesamte Dialog hatte sich in weniger als einer Sekunde abgespielt.

Nach einem Monat erwachte ich aus dem Koma. Julia hatte mich fast täglich im Krankenhaus besucht und sich bald mit meinen Eltern angefreundet.

Die halbseitige Lähmung habe ich bis jetzt, zwei Jahre nach dem Ereignis, immer noch nicht vollständig überwunden, doch es gelingt mir inzwischen, einigermaßen zu gehen. Im Herbst wollen Julia und ich heiraten, und ich bin zuversichtlich, daß ich bis dahin wieder werde tanzen können. Julia schenkt mir täglich neuen Mut. Sie selbst

hat inzwischen einen Großteil ihrer Angstneurosen verloren, die sie seit dem Tod ihres Bruders furchtbar gequält haben.

Kürzlich traf ich den Professor, der die Operation an meinem Kopf gewagt hatte. „Eigentlich waren Sie schon tot, aber gegen jede Vernunft habe ich es dennoch getan“, vertraute er mir an. Ihm war damals gewesen, als hätte eine fremde Kraft seine Hände geführt.

Heute morgen fuhren Julia und ich mit der U-Bahn ins Zentrum. Kurz vor dem Hauptbahnhof hielt der Zug. Die Durchgangstür zu unserem Wagen öffnete sich, ein Mann mit Netzhemd und Jeansjacke schwankte durch den schmalen Gang. Wir erkannten ihn sofort. Damals war er der Polizei entwischt.

„Er wirkt sehr heruntergekommen“, flüsterte Julia mir zu. Vielleicht hatte er sie gehört, denn er blieb stehen und schaute zu uns hin. Ich erschrak: Unsägliches Leid sprach aus seinen wäßrigen Augen und dem zerfurchten Gesicht. Er atmete schwer ein, dann setzte er seinen Weg fort.

Ohne Julia anzusehen, fühlte ich, daß sie, wie ich, Mitleid mit dem Schläger verspürte. Und im selben Augenblick nahmen wir beide ein Licht wahr, ein helles, warmes Licht voller Milde und Zartheit.

PARADIESES ANFANG

Ein Thema des Romans „Paradision“ in abgewandelter Form.

„Wie Sie sehen, leben hier alle glücklich und zufrieden. Sie können Ihren Auftraggebern also berichten: Es ist möglich.“ Mit diesen Worten faßte Dr. Rutherford das bisherige Ergebnis der Inspektionsreise zusammen. „Unsere Erfahrungen stellen wir der Staatengemeinschaft gerne zur Verfügung.“ Er erhob sein Weinglas. „Für die Konvertierung der gesamten Menschheit“, raunte er mir zu, „dürften, meiner bescheidenen Einschätzung nach, wenige Generationen genügen.“

Am nächsten Morgen, einen Tag vor unserer Heimreise, sollte noch ein Besuch in Vingola, der zweitgrößten Stadt des Landes, stattfinden. Wir alle gingen davon aus, dies würde an unserem Bericht, der im wesentlichen bereits niedergeschrieben war, nur noch wenig ändern.

Vor zwei Monaten war unsere Kommission hier in Totu, einem der fünf dem Weltbund nicht angehörenden Staaten, eingetroffen. Das Gesellschaftsministerium der Bundes-Führung hatte uns beauftragt, die Lebensverhältnisse in diesem Land zu untersuchen und dabei vor allem zu erforschen, wie es der Regierung von Totu gelungen sei, den Staat in ein Paradies zu verwandeln: Es gab, den zahl-

reichen Dokumentarfilmen zufolge, die Totu dem Weltbund zur Verfügung gestellt hatte, keine Unzufriedenheit in der Bevölkerung, alle kamen bestens miteinander aus, und Krankheiten oder Behinderungen waren so gut wie unbekannt.

Unsere Aufgabe bestand darin, den Wahrheitsgehalt dieser Dokumentationen zu prüfen und die Ursachen für die vorbildliche gesellschaftliche Entwicklung herauszufinden. Dies war jetzt erstmalig möglich; ein Jahrhundert lang hatte der Inselstaat seine Grenzen vollständig geschlossen gehabt, und nur gelegentlich waren Informationen über neue Erziehungsmethoden oder über perfekte genetische Heilverfahren nach außen gedrungen.

Vor unserer Abreise hatte die Staatssekretärin Ann J. Smith mir als dem Leiter der Kommission anvertraut: „Sollte sich herausstellen — wofür es dank unserer Nachrichtendienste deutliche Hinweise gibt —, daß den Totuanern tatsächlich technologische, medizinische und pädagogische Möglichkeiten zur Verfügung stehen, von denen wir nur träumen können, so würden wir engste Zusammenarbeit mit dem Land anstreben. Stellen Sie sich nur vor: eine Menschheit, gesünder, glücklicher und friedvoller als jemals zuvor ...“

Am späten Nachmittag trafen wir in Magnus, der Hauptstadt von Totu, ein. Dr. Ilius Rutherford, einer der führenden Wissenschaftler des Landes und Beauftragter seiner Regierung, stand am Flughafen bereit und begrüßte

jeden einzelnen von uns aufs Herzlichste. Dann begleitete er uns zum Hotel.

Schon vom Fahrzeug aus beobachteten wir interessiert Land und Leute: die schlichten Bauwerke, die Menschen auf den Straßen in ihrer einfachen Kleidung, die vielen gepflegten Parkanlagen. Unterwegs begegneten wir niemandem, der mürrisch oder auch nur ernst dreinschaute, alle machten auf mich und meine Begleiter einen überaus zufriedenen Eindruck.

Im Hotel inmitten der Hauptstadt, das aus einer Anzahl von Bungalows unter Bäumen bestand, fühlten wir uns gleich wohl. Von Luxus konnte in den kleinen Räumen zwar keine Rede sein, aber alle Einrichtungsgegenstände erwiesen sich gleichermaßen als zweckmäßig und schön, und erstaunlicherweise gewöhnte ich mich bald daran, daß weder Info-Schirme noch Musik-Kugeln vorhanden waren; vielleicht lag es einfach an der Harmonie der gesamten Anlage, am wohltuenden Klima, am Vogelgezwitscher. Meinen Mitarbeitern erging es ähnlich, und selbst Nelly Etching, die sich gerne anspruchsvoll gab, hielt sich mit ihrer Kritik zurück.

Nachdem wir uns frischgemacht hatten, trafen wir uns mit Dr. Rutherford im Speisesaal. Er stellte uns Familia vor, eine etwa dreißigjährige Frau. „Sie wird die ganze Zeit über zu Ihrer Verfügung stehen und Ihnen wunschgemäß Auskunft erteilen. Ich selbst werde natürlich auch so oft wie möglich für Sie greifbar sein, aber leider muß ich mich

gelegentlich der leidigen Politik und der Wissenschaft widmen. Sie verstehen ...“ Er lächelte vielsagend. „Auf Femilia können Sie sich ganz und gar verlassen, sie verdient Ihr Vertrauen.“

Ich muß gestehen, daß sich in mir bald innere Vorbehalte gegen sie bildeten. Zwar verhielt sie sich uns gegenüber immer freundlich und zuvorkommend, der Umgang mit ihr gestaltete sich angenehm, nicht zuletzt hatte sie eine perfekte Figur, die wir durch die dünne, dem Klima angemessene Bekleidung mehr als bloß erahnten — weshalb Nelly manchmal giftige Bemerkungen fallen ließ —, dennoch meinte ich, eine gewisse Distanz, eine irgendwie geartete Ablehnung bei Femilia zu spüren, die ich jedoch nicht näher bestimmen konnte. Mißtrauen und innere Kühle kannte ich zwar gut von meinen Begegnungen mit Politikern, aber bei Femilia wußte ich mir diese Haltung nicht zu erklären, da sie nur unsere Führerin sein sollte; vielleicht lag es einfach an den unterschiedlichen Kulturen, daran, daß wir für die Einwohner von Totu Fremde waren. Allerdings stellte ich bald fest, daß die meisten Menschen hier uns überaus wohlwollend und offenherzig begegneten.

An den kommenden Tagen schauten wir uns, gemeinsam mit Dr. Rutherford und Femilia, die Hauptstadt näher an, besuchten Sehenswürdigkeiten und Kultureinrichtungen, beobachteten einfach das Straßenleben oder plauderten mit den Einheimischen — wir alle hatten uns selbstverständlich die Sprache des Landes vor der Reise angeeignet.

Was wir in den Dokumentarfilmen, die wir uns Dutzende Male angeschaut hatten, immer wieder hatten sehen können, traf tatsächlich zu: Alle, aber wirklich alle strahlten vor Glück, niemand schien etwas zu vermissen oder Nöte seelischer oder materieller Art auch nur zu kennen. Dabei wurden wir uns im Laufe der Zeit immer sicherer, daß dies kein für uns inszeniertes Schauspiel war, denn wir durften uns vollkommen frei bewegen, durften ansprechen, wen immer wir wollten, durften uns sogar ohne jegliche Begleitung unter die Menge mischen, unerkannt, da mit der landesüblichen Gewandung angetan — es war einfach unmöglich, daß so viele Menschen uns etwas vorspielten.

Nach Ablauf einer Woche — so lange hatten wir nichts weiter als einfach nur beobachten wollen, um uns einen eigenen, nicht von vorgefertigten Antworten geprägten Eindruck zu verschaffen — stellte ich Dr. Rutherford die entscheidende Frage: „Auf welche Weise haben Sie es bewerkstelligt, die Menschen glücklich zu machen?“

Er lächelte bedeutungsvoll. „Das ist in aller Kürze nicht zu erklären — womit Sie sicherlich auch gar nicht gerechnet haben. Ich möchte mit einem Stichwort beginnen: Glücksforschung. Erste Ansätze dazu gab es bereits gegen Ende des zwanzigsten Jahrhunderts — nach Ihrer Zeitrechnung selbstverständlich. Vor gut einhundert Jahren — inzwischen schreiben wir das Jahr 103 der ‚Seligen Zeit‘ — gelang es unseren Staatsreformern, den so genannten ‚Ersten Weisen‘, in der Glücksforschung Erkennt-

nisse zu gewinnen, die Einsteins Relativitätslehre in der Physik entsprechen, und dieses Wissen in praktische Anwendungen umzusetzen. Doch ich will Sie nicht mit Theorie behelligen. Kurz: Jedem Menschen in unserem schönen Land werden von Zeugung an die Einsichten vermittelt, die erforderlich sind, damit sein Leben sich zu wahrer Pracht entfaltet. Nun, Sie schauen mich zweifelnd an? Gut, ich verstehe, Sie suchen Beweise, nicht einfach nur Worte. Ganz wie Sie es wünschen. Wählen Sie einen beliebigen Ort in unserem Inselreich aus, beobachten Sie dort das Alltagsleben an den Schulen, in Beruf, Freizeit und Familienleben: und Sie werden mir recht geben!“

Am nächsten Tag konnte Dr. Rutherford uns leider nicht begleiten, er mußte an einer Sitzung des Rats der „Dreißig Weisen“ teilnehmen. Unsere Kommission nahm ihn beim Wort, wir suchten uns eine Stadt im schwächer besiedelten Norden des Landes aus, um dort die Glücksprinzipien sowie ihre Wirkungen kennenzulernen, und nach kurzem Flug gelangten wir, begleitet von Familia, ans Ziel. Ich muß gestehen, daß ich, obwohl mich so leicht nichts aus der Fassung bringt, ziemlich aufgeregt war: Endlich sollten wir das Geheimnis erfahren, dessentwegen wir in dieses Land gekommen waren.

In der Universität gab es für uns die ersten Überraschungen: Der gesamte Unterricht fand im Freien, unter Bäumen, statt, und alle Studenten und Lehrkräfte waren gänzlich unbekleidet, zugleich vollkommen unbefangen im

Umgang miteinander. Familia erklärte uns, die Nacktheit fördere den freien Umgang der Geschlechter untereinander ebenso wie ein positives Sozialverhalten, steigere die körperliche Vitalität und trage wesentlich zu einer realistischen Sicht des Daseins bei.

Des weiteren fiel uns auf, daß immer ein junger Mann und eine junge Frau nebeneinandersaßen.

„Das sind die Paare. Unser Land kennt keinen ‚Krieg der Geschlechter‘, wie es bei Ihnen genannt wird.“ Hörte ich aus Familias Stimme eine Spur Feindseligkeit heraus? „Spätestens mit 16 Jahren heiraten die meisten von uns, natürlich erst nach gründlichen psychologischen Untersuchungen. Es kommt fast nie vor, daß diese Ehen scheitern. Ich selbst gehöre der kleinen Gruppe der Unverheirateten an. Übrigens: schon ab unserem dritten Lebensjahr lernen die Geschlechter, zusammenzuwirken und sich gegenseitig zu ergänzen, statt sich zu bekämpfen.“

Ich staunte. Wenn ich an meine eigenen gescheiterten Beziehungen dachte ...

Die Lehrstunde begann mit einer kurzen meditativen Versenkungsübung, gefolgt von einer dreifachen Verbeugung der Studenten vor dem Professoren-Ehepaar. Dann stellten sich alle im Kreis auf, faßten sich an den Schultern, und während sich dieser Kreis langsam um seinen Mittelpunkt bewegte, murmelte man etwa zehn Minuten lang eine „Formel fünften Grades“, wie Familia uns erläuterte. Da sie in einer Symbolsprache aufgesagt wurde, ließ sie

sich nicht wörtlich übersetzen, bedeutete aber sinngemäß, wie unsere Führerin geheimnisvoll anmerkte, „das goldene Wachsen hinein in die Gemeinschaft der harmonisch Verbundenen“.

Diese gemeinsamen Formelsprüche bildeten das Zentrum des Unterrichts vom ersten Schuljahr an. Mit ihrer Hilfe eigneten sich bereits die Jüngsten positive Charaktereigenschaften an und lernten, soziale Fehlhaltungen zu meiden. Fünfjährigen wurde mittels der Formeln und liebevoll begleitenden Erläuterungen der Lehrerehepaare tiefe Dankbarkeit gegenüber der Welt und der menschlichen Gemeinschaft beigebracht, und schon Sechsjährige machte man mit den Prinzipien des Dualismus bekannt.

„Dualismus? Was meinen Sie damit?“ Familias Worte hatten mich neugierig gemacht.

„Sehen Sie sich ihre Tätigkeit an.“ Sie wies mit der Hand zu den Studenten, die seit einigen Minuten schwierige gymnastische Übungen ausführten. Als sie damit geendet hatten, legten sie sich auf den Rücken und schienen in tiefen Schlaf zu verfallen. Nachdem die Professoren in die Hände geklatscht hatten, wechselten alle in den Schneidersitz und sagten nacheinander lange Sätze mit mir unbekanntem Wörtern auf, was sie geistig sehr zu beanspruchen, aber auch zu beglücken schien.

„Das hier ist Dualismus. — Der Anstrengung folgt die Ruhe, der körperlichen Beanspruchung die intellektuelle. Was Sie jetzt erleben, sind mathematische Diskussionen,

eine Kunstrichtung, die in Ihrer Kultur weitgehend unbekannt ist.“ Klang aus ihren Worten Herablassung, oder war es eher Neid?

Auf einmal wurde es unruhig in der Gruppe. Eine Studentin weigerte sich lautstark, an der geistigen Kunstausbübung teilzunehmen. Die Professoren versuchten, sie zu besänftigen, doch sie wiederholte, sie sei nicht mehr bereit, sich durch dieses „dumme Gerede vom eigentlichen Leben abbringen zu lassen“. Dann lief sie davon. Ich sah es Familia an, daß sie, wenngleich sie eine sachliche Mine aufzusetzen versuchte, diesen Vorgang angespannt und aufmerksam verfolgte. Als sie meinen forschenden Blick spürte, wandte sie sich von mir ab.

Am Nachmittag, nachdem der Unterricht beendet war, suchten wir den Rektor der Universität auf, der uns weitere Informationen gab. Ich hörte jedoch kaum hin, unterbrach ihn nach einer Weile und fragte ihn, ob er uns ein Gespräch mit der kritischen Studentin ermöglichen könne. Augenblicklich fiel sein Lächeln in sich zusammen, verlegen rang er nach Worten und vertraute uns schließlich an, sie sei wegen eines paranoiden Anfalls in ein Heilsanatorium eingewiesen worden, jede weitere Aufregung könne ihr jetzt nur schaden. Ihr genetisches Profil habe ihn schon seit langem befürchten lassen, die Psychose werde früher oder später ausbrechen. Glücklicherweise träten solche Erkrankungen, wie Krankheiten überhaupt, nur extrem selten auf.

Femilia war über diese Nachricht sichtlich erschüttert; sie tat mir in diesem Moment leid. Anscheinend bemerkte sie meine Anteilnahme, denn sie warf mir einen warmen Blick zu, ehe sie, augenfällig bemüht, wieder in ihre geschäftsmäßige kühle Verbindlichkeit verfiel.

In den kommenden Tagen und Wochen bereisten wir einen Großteil des Landes und studierten in der Praxis immer eingehender die unterschiedlichen Glücksprinzipien. Zu ihnen zählten z. B. das Leben in Einfachheit, was sich unter anderem in schlichter Kleidung oder in der Naturverbundenheit ausdrückte, weiterhin die Anstrengung vor der Erreichung eines Zieles, Selbstbeherrschung und Verzicht, gegenseitige Anerkennung, ein sorgendes Miteinander, das Absehen von der eigenen Person oder die gezielte Entfaltung der in jedem einzelnen angelegten Fähigkeiten, auch dies im Rahmen der Gemeinschaft. Außer diesen sogenannten Schlichten Regeln gab es eine Fülle anderer, höherrangiger Prinzipien, die die Grundlagen der Glückserziehung bildeten. Wesentlich hierzu rechneten auch musische Elemente. War es angesichts der Betonung der schöpferischen Talente verwunderlich, daß fast die gesamte Bevölkerung aus Künstlern bestand, die als Maler, Bildhauer, Komponisten und Dichter, aber auch als mathematische Diskutanten und Formelschöpfer der Schönheit und Harmonie huldigten? Auch in den übrigen Berufen verstand man sich mehr als kreative Gestalter denn als Arbeiter.

Geld und persönliche Reichtümer gab es in diesem Land nicht. Jeder erhielt vom Staat alles zum Leben Erforderliche; die hierzu benötigten Produkte erstellten Maschinen in unterirdischen Hallen, die verschleißfrei und selbsttätig liefen; ihre Energie bezogen sie aus der Erdwärme. Mangels unterschiedlicher äußerer Lebensumstände war Neid in der Bevölkerung weitgehend unbekannt. Dem Bedürfnis, sich auszuzeichnen, dienten die diversen Kunstwettbewerbe, aus denen jeder einzelne irgendwann einmal als Sieger hervorging, da niemand geistig oder seelisch unterbemittelt zu sein schien. Übrigens war auch kein Mensch körperlich mißgestaltet, jeder hatte seine eigene Schönheit.

Auf das Familienleben legte man überall großen Wert; Kinder liebte man besonders, sie begegneten uns zahlreich in jeder Stadt und jedem Dorf. Die Frauen konnten erst nach Abschluß ihres Studiums, frühestens mit dem zwanzigsten Lebensjahr, schwanger werden; vorher wurden sie für die Empfängnis nicht freigeschaltet.

Was wir sahen und lernten, machte auf uns einen überaus positiven Eindruck; wir waren sicher, der Bundes-Führung einen Bericht abliefern zu können, der uns viel Lob einbringen würde. Hierin stimmten wir alle, einschließlich der kritischen Nelly, überein. Doch je frohgestimmter wir wurden, um so trauriger schien Familia zu sein.

Nachdem wir, am Ende der Reise, unser letztes Frühstück in Totu eingenommen hatten, flogen wir nach Vin-

gola, dem „Venedig der Seligen Insel“. Es sollte nichts weiter werden als ein abschließender Ehrenbesuch. Familia würde uns herumführen, für den Abend war ein großer Empfang gemeinsam mit Dr. Rutherford geplant, und in der Nacht würden wir dann die Maschine nach New York besteigen.

Zahlreiche Kanäle durchzogen die Stadt, und so bot es sich geradezu an, daß wir ihre Sehenswürdigkeiten mit einem Boot anfahren. Kurz nach Beginn der Fahrt geschah es dann: In der Bemühung, eine Haltung einzunehmen, in der sie möglichst wenig Spritzwasser abbekäme, brachte Nelly beinahe das Boot zum Kentern. Familia versuchte auszugleichen und fiel dabei über Bord. Da sie hilflos mit den Armen herumpaddelte und laut schrie, nahm ich an, sie könne nicht schwimmen, sprang hinterher und rettete sie zum nahen Ufer. Das Boot konnte an dieser Stelle nicht anlegen und fuhr daher weiter zum nächsten Kai.

Nachdem Familia wieder zu Atem gekommen war, schaute sie mich dankbar an. „Sie sind doch ein guter Mensch.“ Sie zögerte. „Aber ... warum machen Sie das? Warum wollen Sie die Menschheit verderben?“

Ich sah sie verblüfft an. „Verderben? Ich will den Menschen nur Gutes tun, ihnen Freude und Frieden schenken.“

Lange betrachtete Familia mich prüfend. „Sind Sie wirklich so naiv, so ahnungslos? Oder ... weiß man bei Ihnen tatsächlich nicht, was hier geschah?“

Ich schüttelte den Kopf und schaute sie fragend an.

„Gut, ich glaube Ihnen. Folgen Sie mir, ich führe Sie zu einem Ort, an dem Sie erkennen werden, wie es wirklich war. Er liegt am Rande Vingolas.“

Sie nahm mich bei der Hand, und während wir durch schmale Gassen gingen, fragte ich sie: „Weshalb machen Sie das? Sie sind doch, wie auch Dr. Rutherford, von der Regierung beauftragt. Und jetzt fallen Sie Ihren Auftraggebern in den Rücken?“

Statt zu antworten, zog Femilia mich zu sich heran, umarmte und küßte mich. „Wir müssen wie ein Liebespaar erscheinen“, flüsterte sie mir ins Ohr. „Gerade ist eine Streife von Vollziehungsbeamten um die Ecke gebogen.“ Aus dem Augenwinkel sah ich drei Männer in Zivilkleidung auf uns zukommen, an denen mir nichts Besonderes auffiel. Als sie sich weit genug entfernt hatten, ließen wir uns los.

„Ich habe ein Gespür für diese Geheimpolizei entwickelt.“ Wir überquerten eine Kanalbrücke. „Zu Ihrer Frage: Vor einigen Monaten traf ich zufällig Anhänger einer Gruppe, die aus dem Untergrund heraus wirkt, sie öffneten mir die Augen. Damals wurde ich insgeheim Mitglied dieser Organisation und versuche seitdem, in ihrem Sinne an meinem Arbeitsplatz tätig zu werden. — Ich muß gestehen, bis heute vermutete ich, Sie wollten die Verbrechen dieser Insel in die ganze Welt tragen.“

„Verbrechen? Welche ...?“

„Wir sind am Ziel“, unterbrach Femilia mich. Nachdem wir die letzten Häuser hinter uns gelassen hatten, standen

wir jetzt vor einem altmodischen Leuchtturm. Familia schaute sich um, ob uns jemand gefolgt war, dann drückte sie nacheinander schnell auf einige Steine, und eine Stahltür schob sich zur Seite. Wir traten ein, und sogleich schloß die Tür sich.

„Jetzt nach oben?“ Ich deutete auf die Wendeltreppe.

Familia lächelte. „Im Gegenteil.“ Sie öffnete eine Falltür, und der Weg führte uns in die Tiefe. Da es immer dunkler wurde, konnten wir uns schließlich nur auf unseren Tastsinn verlassen. Endlich waren wir unten angekommen.

„Hier irgendwo war es doch.“ Familia schien etwas an den Wänden zu suchen. Schließlich fand sie die gesuchte Stelle, strich mit ihrem Ring darüber, und sofort wurde ein helles Loch in der Wand sichtbar, das sich vergrößerte und schließlich so groß war, daß wir hindurchgehen konnten. Zwei Schritte, und wir standen in einem erleuchteten Saal, an dessen Licht sich unsere Augen zunächst gewöhnen mußten. Der Anblick überraschte mich: Es war eine Bibliothek mit einer Fülle alter Bücher.

Familia sah sich erst mißtrauisch um und atmete dann auf. „Zu unserem Glück ist niemand da. Dies hier ist normalerweise nur den Dreißig Weisen zugänglich, die von einem Regierungsgebäude aus über einen Tunnel hierher gelangen.“ Sie führte mich zu einem der Regale hin. „Unserer Organisation fielen glücklicherweise Pläne des zweiten Eingangs, nämlich über den Leuchtturm, in die Hände. — Was Sie hier sehen, ist eine der Sammelstellen

des Wissens über die Manipulation von Menschen.“ Sie griff in das Regal und reichte mir ein Büchlein. „Lesen Sie!“ forderte Sie mich auf.

Was ich jetzt las, zwar in alter Schrift, die ich als geübter Leser jedoch gut kannte, erschütterte mich zutiefst. Es handelte sich um die Geschichte der „Reform“ von Totu.

Alles begann mit der „Partei der Vollkommenheit“, der insbesondere hochrangige Wissenschaftler angehörten, die sich vorgenommen hatten, das „unwürdige Elend“ der Menschen zu beenden. Ehe sie ihr Anliegen politisch in die Tat umsetzten, hatten sie in einem weltumspannenden Geheimbund ihren Reformplan unter Anwendung ihrer psychologischen, sozialen und physikalischen Kenntnisse detailliert ausgearbeitet. Da man sich nicht vollständig sicher war, wie die Verwirklichung des Plans gelingen würde, und man sich dementsprechend Gelegenheit schaffen wollte, die eine oder andere Verbesserung vorzunehmen, beschloß man, die Planausführung zunächst auf einen kleineren Staat zu begrenzen; Totu als Inselreich bot sich für dieses Experiment besonders an. Mit der Stunde Null wurde der ehemalige Geheimbund politisch aktiv, und als die Partei die Macht übernommen hatte, ließ die Regierung die Grenzen schließen. Die diversen persönlichen Daten, die den Behörden und Versicherungen ohnehin vorlagen, darunter vor allem die medizinischen und die Sozial-Profile, sammelte man in einer zentralen Stelle und wertete sie aus. Dann lud man die gesamte Bevölkerung unter dem Vorwand einer

Volksdiskussion über die zukünftige Regierungsform in die Hauptstadt ein. Dort geschah das Schreckliche: Nachdem alle Menschen mit einem Hypno-Gas betäubt worden waren, wurden diejenigen, die nicht die passenden genetischen Eigenschaften aufwiesen, durch eine Spezialeinheit ermordet: alle, die eine Veranlagung zu ernsthaften Krankheiten oder zu Behinderungen in sich trugen, alle, die sich sozial unangepaßt verhielten oder sich zukünftig voraussichtlich so verhalten würden, alle, die zu einem unzufriedenen oder unglücklichen Leben neigten. Die ursprüngliche Bevölkerung von 130 Millionen schrumpfte auf weniger als 3 Millionen. Diese wurden, nachdem man durch psychophysische Methoden auch die Gedächtnisse gelöscht hatte, mittels Drogen und wochenlanger audio-visueller Berieselung aus Beeinflussungsmaschinen zu Menschen mit einer anderen Identität und falschen Erinnerungen „konvertiert“.

In den folgenden Jahrzehnten stellte sich immer wieder heraus, daß man nicht alle „störenden Elemente“ ausgelilgt hatte. Sobald unangepaßte Menschen auffielen, entführte man sie, zu Anfang des neuen Reichs wurden sie getötet, in den letzten dreißig Jahren „nur“ noch in Umerziehungsanstalten verbracht, in denen manche für immer verschwanden. Die Angehörigen belog man und wiegte sie in dem Glauben, die Entführten seien ehrenvollen Sonderaufgaben zugeführt worden.

Durch gezielte Suggestionen unterstützte man die Entwicklung und Aufrechterhaltung der „harmonischen Ge-

sellschaft“. Damit niemand auf dumme Gedanken käme und jeder ausreichend beschäftigt wäre, erklärte man alle zu Kunsttätigen.

Bei dem Weisenrat handelte es sich um Marionetten, die von der Partei der Vollkommenheit eingesetzt wurden. Die Angehörigen der Partei blieben im Hintergrund. Wenn das „Experiment Totu“ sich auf Dauer bewähren sollte, so wollte man nach 80 bis 100 Jahren mit der Weltbevölkerung ähnlich verfahren. Letztlich strebten die Parteimitglieder die Herrschaft über die Menschheit an.

Ich war fassungslos, als ich das Buch aus den Händen legte. Es war grauenvoll, was da geschehen war. Und jetzt sollte die gesamte Menschheit ein ähnliches Schicksal erleiden.

„Sehen Sie jetzt, was ich meine?“ Familias Augen schimmerten feucht.

Ich konnte nur nicken. Wußte ich, ob es mir gelingen würde, die Regierung des Weltbunds von dem hiesigen Massaker zu überzeugen? Und ob sie nicht doch all dieses Schreckliche, selbst wenn sie es bisher noch nicht kennen sollte, zugunsten einer neuen Menschheit in Kauf nähme?

Zunächst müßte ich heil in die Heimat gelangen. Und was würde hier aus Familia werden, und aus den Totuarnern?

* * *

Ich erspare mir, über die Ereignisse der folgenden Tage und Wochen in allen Einzelheiten zu berichten. Die Geheimpolizei faßte uns beide, wir wurden ins Gefängnis geworfen und gefoltert. Wie Dr. Rutherford mir höhnisch mitteilte, hatte man den anderen Mitgliedern der Kommission mitgeteilt, ich hätte infolge der Anstrengung bei der Rettung Familias einen Herzanfall erlitten, den ich nicht überlebt hätte. Das Krankenhaus habe, wie es hier üblich sei, meinen Leichnam sogleich einäschern lassen und dabei nicht bedacht, daß ich ein ausländischer Besucher sei. Die Urne mit der Asche habe er, Dr. Rutherford, der weinenden Nelly übergeben. Er sei sogar noch so freundlich zu den Abreisenden gewesen, sie bis zum Flieger zu begleiten, wo er auch dem Bordpersonal die Hände geschüttelt habe.

Kurz darauf geschah das gänzlich Unerwartete.

Dr. Ilius Rutherford war, wie ich bereits im Gefängnis erfuhr, einer der ersten, die nicht überlebten. Die Epidemie verbreitete sich, offenbar infolge der vielen Reisen der Regierungsangestellten, mit großer Geschwindigkeit über das ganze Land. In manchen Städten starben bis zu 30 Prozent der Bevölkerung. Am schlimmsten war die Hauptstadt Magnus betroffen, wo chaotische Zustände ausbrachen; man schätzte die Zahl der Toten hier auf knapp eine Millionen. Auch etliche der Weisen überlebten die geheimnisvolle Krankheit nicht.

Wie sich im nachhinein herausstellte, war bei dem Pilot des Fliegers, mit der unsere Kommission in die Heimat

zurückgekehrt war, einen Tag nach dem Flug die Influenza ausgebrochen. Es war eine vergleichsweise harmlose Virengrippe, von der er bald wieder gesundete. Er muß Angestellte des Flughafens und auch Dr. Rutherford angesteckt haben. Auf die Menschen dieses Landes wirkte diese Erkrankung, die in meiner Heimat kaum einen Zeitungsbericht wert gewesen wäre, dramatisch. Wegen der genetischen Selektion der Bevölkerung, nachträglicher „Korrekturen“ am Erbgut und der ein Jahrhundert andauernden Abschottung des Staats von der übrigen Welt waren diese Menschen kaum in der Lage, Abwehrkräfte gegen den neuen Erreger zu entwickeln. So waren sie dem Virus, der bei Nelly oder mir kaum Schlimmeres hervorgerufen hätte als etwa eine handfeste Erkältung, hilflos ausgeliefert; er bedeutete für viele den Tod.

Femilia steckte sich nicht an. Sie folgte mir in meine Heimat, wo ich mich aus der Politik zurückzog und wir bald heirateten. Durch monatelange medizinische Behandlung ist es gelungen, ihr Immunsystem einigermaßen den Anforderungen eines „normalen Lebens“ anzupassen.

Übrigens bewog die Grippekatastrophe in Totu die Weltgemeinschaft, von einer Ausweitung des „Experiments“ abzusehen.

IN EDEN

Wie schon so viele andere Forscher vor mir hatte ich Jahre meines Lebens damit verbracht, die geographische Lage des Gartens Eden zu erkunden, des Ortes im Orient, der auch Paradies genannt wird und einstmals die Heimat Adams und Evas gewesen sein soll. Ich studierte die Bibel vor und zurück, untersuchte die kleinsten Hinweise, bemühte mich vor allem um eine Deutung der Stelle in Genesis 2, wonach von Eden ein Strom ausgehe, der sich in vier Flüsse teile, und unternahm mehrere Reisen in den Irak und die Türkei, da ich immer mehr überzeugt davon war, Eden befände sich in der Nähe der Quellen von Euphrat und Tigris. Wegen der Erfolglosigkeit meiner Bemühungen wollte ich die Suche schon aufgeben; mir schien, die geheimnisvolle Insel Atlantis sei wohl leichter zu entdecken als der paradiesische Garten. Da träumte ich eines Nachts von riesigen kopflosen Götterstatuen in einem Bergheiligtum, und im Traum hörte ich eine Stimme, die mir zuflüsterte: „Such, so wirst du finden!“

Der Traum blieb mir im Gedächtnis haften, seltsamerweise vergaß ich kein Detail. Bald wurde mir klar, ich hatte von einem tatsächlich bestehenden Heiligtum geträumt, das sich auf einem Berg des Taurusgebirges im Südosten der Türkei, dem Nemrut, befand. Da ich kein abergläubi-

scher Mensch bin, versuchte ich, den albernen Gedanken, Eden ließe sich in der Nähe dieses Zweitausenders finden, aus meinen Gedanken zu verbannen, aber es gelang mir nicht. Im Gegenteil, je mehr ich mich dagegen wehrte, um so mehr wuchs mein irrationaler Glaube, der Nemrut führe mich ans Ziel meiner Wünsche. Nun, immerhin lag das Quellgebiet des Euphrat nicht weit von diesem Berg entfernt.

Schließlich, um vor mir selbst Ruhe zu finden, reiste ich ins Taurusgebirge und suchte das Heiligtum der antiken Götter auf. Hier auf dem kargen Berggipfel konnte sich das biblische Eden, eine Gartenlandschaft, nicht befinden haben, das war mir sofort klar. Auch die öden Täler ringsum schienen mir alles andere als paradiesisch. Doch ich hatte gelesen, im Taurus fänden sich nicht selten unterirdische Flüsse, und der Gedanke daran erweckte in mir mit einemmal die Hoffnung, der biblische Strom und die abzweigenden Flüsse seien selbst hier im Gebirge nicht undenkbar.

Am Fuße des Nemrut setzte ich meine Suche fort, vielleicht stieße ich ja auf einen Hinweis, eine Art Schatzplan, versteinerte Reste der Paradiesbäume oder was auch immer. Maximal zwei Wochen wollte ich mir zugestehen; wenn ich dann nichts gefunden hätte, würde ich die Sache endgültig zu den Akten legen. Am zwölften Tag, ich befand mich weit abseits der Straßen und Wege, sah ich hinter einigen Felsen etwas schimmern, und als ich näherkam, er-

kannte ich, daß es sich um einen kleinen Tümpel handelte. Eine willkommene Gelegenheit, die schmerzenden Füße ein wenig zu kühlen. Ich setzte mich also an den Rand des kleinen Gewässers und genoß das erfrischende Naß. Da spürte ich, das Wasser stand nicht still, es bewegte sich, strömte leicht. Als ich genauer hinschaute, erkannte ich, daß der Tümpel nicht am Felsstein des Berges endete, sondern sich dort unterirdisch fortsetzte. Vielleicht handelte es sich hier um den winzigen sichtbaren Teil eines unterirdischen Sees oder Flusses? Da ich früher ein guter Taucher gewesen war, wollte ich das Wagnis auf mich nehmen: Ich legte meine Kleidung ab, stieg ins Wasser und bewegte mich unterhalb des Felsens vorsichtig einige Meter vorwärts. Schon nach wenigen Sekunden sah ich im schwachen Schimmer des von außen eindringenden Lichts, daß das Gestein sich nach oben zurückzog. Tatsächlich, als ich auftauchte, konnte ich frei atmen, ich ragte mit dem Kopf in eine Luftblase hinein. Offenbar befand ich mich in einer Höhle, deren Wände ich jedoch wegen der Dunkelheit nicht erkennen konnte; das vom Tümpel hereinleuchtende Licht war einfach zu schwach. Langsam tat ich in dem mir bis zur Brust reichenden Wasser einige Schritte vorwärts und versuchte, Decke und Wände zu ertasten. Dabei achtete ich nicht darauf, daß das ehemals laue Wasser kühler wurde und sich stärker bewegte. Auf einmal rutschte ich auf dem glatten Boden aus, und ehe ich wieder festen Fuß fassen konnte, ergriff mich eine kräftige Strömung und riß

mich mit sich fort. Ich versuchte, Halt zu finden, es gelang mir jedoch nicht. Der Bach schien sich, wie ich aus den lauter werdenden Geräuschen zu erkennen meinte, immer mehr zu einem Strom zu weiten. Ich kämpfte, um mich über Wasser zu halten, doch allmählich ließen meine Kräfte nach, bis mir schließlich das Bewußtsein schwand.

Als ich aufwachte, fand ich mich am Ufer eines Flusses liegend wieder. Ungläubig schaute ich mich um: eine wunderschöne sonnenbeschienene Landschaft mit Palmen und fruchtbehangenen Bäumen aller Arten, Wiesen mit prachtvollen Blumen ... Ich erhob mich, wischte den feinen Sand von meiner Haut und stellte erfreut fest, daß ich nicht verletzt war. Was war geschehen, und wo befand ich mich hier? Vermutlich hatte der Strom mich an den Uferstrand geschwemmt, und zwar kurz nachdem ich ohnmächtig geworden war, sonst wäre ich mit Sicherheit ertrunken. Aber im Taurus gab es solch eine paradiesische Gegend nicht. Sollte dies hier sich im Inneren des Berges Nemrut befinden? Unmöglich, denn die Sonne schien am Himmel. Es war angenehm warm, gerade so, daß ich mich in meinem unbedeckten Zustand wohl fühlte. Durch meinen Kopf jagten wirre Erklärungsversuche, sogar an einen Raum- oder Zeitsprung mußte ich denken.

Fort mit solchen Spekulationen! Das beste wäre, sich zunächst einmal zu orientieren. Also machte ich mich auf den Weg, durchstreifte Wäldchen, in denen mir seltsamerweise kein Unterholz, kein Gestrüpp, keine Dornen den

Weg versperrten, sprang über Bäche und erstieg dann einen Hügel, von dessen Gipfel aus ich mir einen weiten Blick ins Land erhoffte. Leider wurde meine Hoffnung, eine menschliche Siedlung zu entdecken, enttäuscht. Meine Sorge war nicht, verhungern oder verdursten zu müssen; unterwegs hatte ich mich an Beeren und Früchten gesättigt, und auch kleine Tiere wie Hasen, die ich mir in Fallen fangen könnte, hatte ich reichlich gesehen, sogar Rehe und Wildschweine, die nicht einmal weggelaufen waren, sondern sich mir sogar zutraulich genähert hatten. Aber der einzige Mensch in dieser weiten parkähnlichen Landschaft zu sein — dieser Gedanke machte mir zu schaffen. Vielleicht sollte ich dem Flußlauf folgen, um zu meinem Ausgangspunkt zurückzufinden? Doch ich sah schon von hier aus, wie der Strom sich über viele Dutzend Kilometer hinschlängelte und sich am Horizont verlor. In der Ferne erblickte ich übrigens noch drei oder vier andere Flüsse.

Ich setzte mich ins Gras und hing meinen trüben Gedanken nach. Da hörte ich zwei helle Stimmen hinter mir: „Wer bist du denn?“ — „Und weshalb schaust du so traurig drein?“

Sofort drehte ich mich um. Hinter mir ragte ein erwachsener Löwe auf. Ich erschrak zu Tode. Doch dann sah ich, daß auf ihm drei kleine Nackedeis ritten, zwei Jungen und ein Mädchen. Zu meiner grenzenlosen Verblüffung trugen sie auf dem Rücken, in Höhe der Schulterblätter, weiße Flügel.

Meine Verwirrung kannte keine Grenzen. Ich gab mir eine Ohrfeige, um festzustellen, ob ich nur träumte. Es war kein Traum.

Stotternd nannte ich meinen Namen. „Der Fluß hat mich hergeschwemmt, und ich weiß nicht, wo ich bin.“

„Ein Menschenkind“, rief der vorderste Kleine aus.

„In Eden angespült“, ergänzte der hinten Sitzende.

„Dann kann ... er uns doch den Adam machen“, kam dem Mädchen ein Gedankenblitz.

„So, also in Eden bin ich hier“, wiederholte ich entgeistert. „Und wer seid Ihr drei? Und was macht Ihr hier, außer“ — ich deutete auf den Löwen, der soeben seine Mähne schüttelte — „zu reiten?“

„Wir heißen Micael und Fidus, und ich bin Jevina“, erläuterte die Kleine. „ER hat uns hierhin verbannt, weil ...“

„Laß das lieber die Älteren erklären“, unterbrach Micael sie. „Du mit deinen drei Milliarden Erdenjahren bist die Jüngste hier.“

„Folg uns, Mensch, wir haben einen weiten Weg vor uns“, bestimmte Fidus. Er pfiiff, der Löwe wandte sich um, trabte hügelab und dann durch die Weite der Landschaft, ich folgte im Laufschrift. Was blieb mir anderes übrig? Mir schwirrte der Kopf, daher tat es mir gut, mich für eine Weile körperlich anzustrengen und keine Gelegenheit zum Nachdenken zu haben. Als der Löwe unterwegs hielt, um aus einem Bach zu trinken, kam ich langsam wieder zu Atem. „Warum ... warum fliegt Ihr nicht einfach?“ fragte

ich die drei neugierig. „Ihr habt Flügel, und die sind doch echt, oder?“

Fidus, der Vorderste, blickte mich traurig an. „Wir dürfen es nicht. Das ist Teil unserer Strafe.“

Von jetzt an sprach keiner mehr ein Wort.

Nachdem wir eine Wegstrecke von etwa einer Stunde zurückgelegt hatten, gelangten wir bei einem Tal an, das von Hügeln begrenzt wurde. Am Eingang des Tals stand eine männliche Gestalt, die mit reinem Licht bekleidet zu sein schien und in der Hand ein feuerflammendes Schwert trug.

„Halt!“ herrschte er uns an, und seine Stimme dröhnte wie Donner, so daß sogar die Erde bebte.

„Der Wächter“, flüsterte Jevina mir zu. „Er behütet den Eingang zum Inneren Garten.“

„Fremdling,“ wandte der furchterregende Hüter sich auf einmal mit sanfter Stimme mir zu, „deine Seele erzählt mir, daß Wißbegierde dich herlockte. So tritt denn ein ins Paradisium. Und achte dabei darauf, daß man dich nicht mißbraucht.“ Er lächelte vielsagend und wohlwollend zugleich. Dann trat er beiseite und ließ uns vorbeigehen.

Wir stiegen gemächlich in das Tal hinab, das bald nach rechts bog. Hier weitete es sich zu einer Tiefebene, einer Gartenanlage von unfaßbarer Schönheit, die wir betraten: überall blühende oder mit Früchten schwer behangene Bäume, prachtvolle Büsche und Sträucher, Blumen in Fülle, vor allem Rosen ohne Dornen, in kleinen Wäldchen

Lichtungen mit hohen Gräsern; überall die unterschiedlichsten Tiere, Panther spielten mit Schafen, Affen ritten auf Krokodilen, Bären schwammen mit Lachsschwärmen. Und als ob das nicht schon genug des Wundersamen gewesen wäre: Überall spazierten, standen oder saßen, allein oder in Gruppen, große Engel in Männer- oder Frauengestalt, bekleidet mit Licht, und kleine nackte Putten, wie ich sie von zahlreichen Gemälden oder als Skulpturen in Kirchen kannte. Alle Engel, die großen wie die kleinen, besaßen Flügel, manche ein einfaches weißes Paar, andere mit farbigen Federn, manche waren mit zwei oder sogar drei Flügelpaaren ausgestattet. In den meisten Gesichtern spiegelte sich Bedrücktheit, Traurigkeit, selten lächelte einer, am ehesten noch die Kleinen, die auch des öfteren beim Spielen zu sehen waren.

Ich dachte, meine Ankunft würde bei den Engeln Aufmerksamkeit erregen, denn Menschen gab es hier anscheinend nicht. Doch die meisten der erwachsenen Engel schauten nur kurz zu mir hin, dann schienen sie genügend über mich und meine Herkunft zu wissen. Lediglich einige der Jüngeren und Jüngsten schlossen sich uns neugierig an.

„Wir werden jetzt den Verwalter aufsuchen“, rief Micael mir über die Schulter zu. Kurz darauf hielt unser Zug vor einem Engel mit besonders prachtvollen Flügeln, der mich selig anlächelte.

„Ich habe dich bereits erwartet.“ Seine Stimme klang unsagbar edel. „Du wolltest das Paradies sehen. Nun, du

sollst und wirst es sehen. Was für die ersten Menschen ein Segen war, ist für die, die von oben kommen,“ — er deutete in die Runde zu den anderen Engeln hin — „ein Ort der Läuterung. Doch sieh und höre selbst.“ Dann wies er mir Jevina, Fidus und Micael als Begleiter zu.

Die drei waren inzwischen von dem Löwen abgestiegen, der sich des Weges trollte, und der Verwalter flüsterte ihnen etwas zu. Danach nahmen die Kleinen mich an der Hand und führten mich im Paradies herum.

Es war einfach wunderschön, anders kann ich es nicht sagen. Die milde, würzige Luft ließ mich tief atmen, ich fühlte mich durch und durch wohl, hätte am liebsten die Engel umarmt und mit ihnen getanzt. Doch andererseits bedrückte es mich, daß alle niedergeschlagen wirkten.

„Weshalb wurdet Ihr denn hierher verbannt?“ fragte ich die drei. „Warum müßt Ihr geläutert werden?“

„Fidus hat unserem Schöpfer nicht geglaubt, als ER ihm sagte, er werde dereinst vielen Menschen als Schutzengel zur Seite stehen, und Micael hat einige Lektionen überspringen wollen und dachte, er könne IHN täuschen.“

„Olle Petze!“ protestierte Micael. „Erzähl lieber mal, was du verbrochen hast.“

„Ich? Ich habe doch nur helfen wollen.“

„Ja, toll. Mit welchen Folgen?“ Micael wandte sich erläuternd mir zu. „Sie hat die Gestalt einer jungen Frau angenommen, um einen Mann glücklich zu machen, der unglücklich verliebt war.“

„Dadurch stürzte sie ihn erst recht ins Unglück“, ergänzte Fidus, der der ernsteste der drei zu sein schien und nur selten sprach.

„Wie auch immer — da vorne steht übrigens der Verbotene Baum“, lenkte Jevina ab.

Tatsächlich waren wir an einem Zaun angelangt, der sich in weitem Bogen um einen Baum herum zog, der einsam und alleine inmitten des Gartens stand und übrigens keine Äpfel trug, wie landläufig angenommen, sondern — Birnen.

„Der Baum der Erkenntnis des Guten und des Bösen“, flüsterte Micael mir zu, als wäre es nicht erlaubt, laut über ihn zu sprechen. „Uns Engeln ist zwar nicht verboten, von seinen Früchten zu kosten, doch aus Ehrfurcht gegenüber dem Gebot, das Adam und Eva gegeben war, halten wir immer schön Abstand von ihm. — Hätte doch Eva damals nicht auf die Schlange gehört.“ Die drei grinsten verstohlen. Mir war klar, daß sie mir etwas verschwiegen.

„Aber wie ist es möglich ... seit damals müssen doch Hunderttausende oder Millionen von Jahren vergangen sein.“

„Du meinst, weshalb der Baum noch besteht? Erst mit dem Untergang der Welt wird auch er untergehen. Dafür ist er unfruchtbar, pflanzt sich trotz seiner Früchte nicht fort, wohingegen die anderen Pflanzen und die Tiere des Gartens zwar kürzer leben, sich aber vermehren.“

„Ach ja,“ begann Jevina zu schwärmen, „auch Adam und Eva hätten ...“ Micael stieß sie in die Seite, und sie beendete den Satz nicht.

Als es Abend wurde, war ich redlich ermüdet von der Besichtigung. „Wie sieht es hier aus mit Schlafgelegenheiten?“ fragte ich daher meine Begleiter.

„Wir Engel schlafen niemals“, klärte Micael mich auf. „Doch du kannst dich, wo auch immer du möchtest, hinlegen. Wie wäre es z. B. gleich da vorne im dicken Moos?“

Ich nahm das Angebot gerne an und ließ mich an der weichen Stelle nieder. Die drei schwärmten für kurze Zeit aus und kehrten mit Armen voller Gräser und Blumen zurück, mit denen sie mich bedeckten.

„Wenn es dir nichts ausmacht, werden wir in der Nähe wachen und dich behüten“, hörte ich gerade noch Jevina sagen, ehe ich einschlief. Ich glaube, es lag an den Blüten, von denen ein betäubender Duft ausging, daß ich so schnell in tiefen Schlummer sank. Ich erinnere mich, beim Einschlafen dachte ich noch: Jevina ist die Schlimmste von ihnen, sie klingt so unschuldig, aber ...

Von Anfang an träumte ich intensiv, in kräftigen Farben, mit wunderschönen Klängen: vom Garten Eden, den Engeln und Putten, dem Verbotenen Baum, und ich schwebte in den angenehmsten Empfindungen. Doch dann trat hinter einem Busch eine nackte Menschenfrau hervor, wie ich noch keine schönere gesehen hatte, sie lief vor mir weg, ich verfolgte sie, schließlich erhaschte ich sie, umarmte sie, sie gab ihren Widerstand auf, wir verschmolzen miteinander, und alle Seligkeiten umschlossen uns.

Als ich aufwachte, fühlte ich, wie eine kleine Hand sich von meiner Stirn zurückzog, und sofort verschwanden die Traumbilder. Ich setzte mich auf und sah, der Sonnenball lag ein wenig über dem Horizont. Es war früher Morgen.

„Da ist er ja wieder“, hörte ich Jevina fröhlich rufen, und kurz darauf standen die drei vor mir. Sie legten Früchte, die sie gesammelt hatten, auf den Boden, und ich frühstückte. Dann schwammen wir in einem nahen Gewässer. Als wir zum Trocknen ans Ufer traten, fühlte ich mich gerüstet für einen neuen Tag. „Nun, was wollt Ihr mir heute zeigen?“ fragte ich tatendurstig.

„Ach, dies und jenes“, lautete die ausweichende Antwort.

In diesem Augenblick trat hinter einem Busch eine nackte Frau hervor, wie ich noch keine schönere gesehen hatte. Als sie mich erblickte, verschwand sie sofort wieder. Gänzlich verwirrt stand ich da, erstarrt wie eine Salzsäule, während die drei mich erwartungsvoll anschauten. „Wer ... ist ... das?“ stammelte ich.

„Ewwa, eine russische Archäologin.“ Jevina strahlte. Freute sie sich, daß ich „angebissen“ hatte? „Sie kam vor wenigen Tagen hier an.“

„Suchte den Garten Eden. Und wurde von einem unterirdischen Fluß mitgerissen.“ Die Worte kamen ganz trocken über Micaels Lippen.

„Tja, wie manche Schicksale sich ähneln“, merkte Fidus scheinheilig an.

Ich hörte kaum hin, so sehr hatte Ewwas Schönheit mich verzaubert. Seltsam — bisher hatte ich wenig Sinn für Frauen gehabt und immer geglaubt, ich sei ein geborener Junggeselle. Und jetzt, mit einemmal, war ich so hingerissen, daß ich fast meinen Verstand verlor.

Ich lief zu dem Strauch hin, hinter dem Ewwa verschwunden war, fand sie dort aber nicht mehr. Daher winkte ich die Drei herbei. „Was meint Ihr, könnt Ihr mir helfen, sie zu finden?“

„Ich glaube, du solltest dich selber auf die Suche machen.“ Jevina war eine gute Psychologin.

So zog ich denn los, um die Frau, in die ich mich so plötzlich verliebt hatte, für mich zu gewinnen. Die Drei folgten mir in einigem Abstand. Leider fand ich sie nicht. Erschöpft und enttäuscht ließ ich mich ins Gras sinken.

„Nur nicht ungeduldig werden“, dozierte Jevina. Ich wollte sie gerade zurechtweisen, als Ewwa hinter einem Baumstamm hervorlugte — und zwar offenkundig in der Absicht, daß ich sie erblicke. Sofort wuchsen mir neue Kräfte zu, ich zögerte keine Sekunde, schnellte auf und spurtete ihr, die davonrannte, hinterher. Sie war einige Jahre jünger als ich, etwa Dreißig, und eine gute Läuferin, aber meine Verliebtheit verlieh mir Flügel, und nach wenigen Minuten erreichte ich sie und hielt sie fest. Sie tat, als wolle sie sich meinem Griff entwinden, aber ich merkte wohl, es war nur vorgespielt. Schließlich gab sie ihren Widerstand auf und blickte scheu zu Boden.

„Hier also teilt der Strom sich in vier Flüsse ...“, flüsterte ich ihr zu.

Sofort schaute sie mir in die Augen und lächelte. „Und einer davon ist der Euphrat.“ —

Sieben Jahre waren vergangen, seitdem Ewwa und ich, der hier den Namen Addam angenommen hatte, uns kannten. Wir hatten inzwischen vier Kinder, jeweils Zwillinge, zwei Mädchen und zwei Jungen. Die Geburten waren für Ewwa mit keinerlei Schmerzen verbunden gewesen.

Jevina hatte mir, als Ewwa zum erstenmal schwanger war, gestanden, daß die Beziehung zwischen ihr und mir nicht auf einem reinen Zufall beruhte, sondern von den drei Freunden durchaus beabsichtigt und ein wenig auch gelenkt war. Sie hatten es als Spiel angesehen: die Wiederholung der Geschichte von Adam und Eva, die diesmal aber nicht aus dem Paradies verstoßen werden, sondern dort bleiben und Kinder bekommen. Damit wollte man sich Unterhaltung schaffen, denn auf Dauer sei es hier doch langweilig, oder?

Ewwa und ich waren den dreien nicht im geringsten böse, schließlich hatten wir uns durch dieses Ränkespiel gefunden. Die Langeweile bestritt ich entschieden. In Eden war es einfach wunderbar, keine Krankheit, keine Sorgen, keine Nervenbelastungen, stattdessen freies Leben.

Eines Tages belehrte Fidus mich eines Besseren: „Kennst du denn den himmlischen Zustand, aus dem wir hinausgeworfen wurden, um in diesem Garten wie Menschen leben zu müssen?“

Diese rhetorische Frage irritierte mich.

„Ich werde den Verwalter bitten,“ versprach Fidus, „Ewwa und dir heute nacht einen Traum zu senden.“

Tatsächlich träumten wir beide von den Seligkeiten des Himmels, im Vergleich zu denen das Leben im irdischen Paradies arm, öde und leer wirkte. Fortan konnten wir verstehen, weshalb der Garten Eden für die Engel eine Strafe bedeutete. Doch für uns Menschen war er, im Vergleich zu unserem früheren Leben, ein Gewinn.

So dachten wir in den ersten Jahren; miterleben zu dürfen, wie unsere Kinder aufwuchsen, bereicherte uns. Inzwischen haben auch wir unsere Meinung geändert. Immer nur schönes Wetter, nie hungern oder dürsten müssen, immer schöne Landschaft, freundliche Tiere, ein ewiges Faulenzen — das war nichts für uns. Für solch eine Lebensweise waren wir nicht geschaffen. Allmählich wurden auch wir niedergeschlagen, wie es die Engel waren. Ein Leben im Himmel, wie wir ihn im Traum erfahren hatten, wäre etwas ganz anderes, und zwar auf Dauer: Dort war das Leben wirklich in allen Höhen und Tiefen des Seins so erfüllt, daß Langeweile ausgeschlossen blieb.

Eines Tages faßten wir den Entschluß, den Garten Eden zu verlassen. Doch wie sehr wir den Strom, der Ewwa und mich an Land gespült hatte, auch absuchten, wir fanden nicht hinaus aus dem Paradies.

Da hatte Ewwa einen genialen Einfall: „Sollen wir es nicht versuchen wie unsere Ureltern Adam und Eva?“

Als einmal kein Engel in der Nähe war, rissen wir ein Loch in den Zaun, der den Verbotenen Baum umgab, liefen zusammen mit den Kindern zu ihm hin und aßen von seinen Früchten. Sekunden darauf ertönte ein furchtbarer Donnerschlag, anstelle des Baums stand, in rotglühendes Licht gehüllt, der Wächterengel vor uns, der uns mit seinem Schwert aus dem Garten wies, uns wurde schwarz vor Augen, und kurz darauf wachten wir aus unserer Ohnmacht auf und befanden uns am Fuße des Berges Nemrut. Vor uns am Boden lag Kleidung für uns alle. Die Kinder trugen zum ersten Mal in ihrem Leben Hemden, Hosen und Schuhe und betrachteten sie als Spielzeuge.

Ewwa und ich leiten mittlerweile ein Institut für die Erforschung von Nahtod-Erfahrungen. Über unser Leben im Paradies haben wir uns niemals anderen gegenüber geäußert.

ERLÖSTE NATUR

Es liegt an der Veränderung des Erbguts, hieß es.

Nein, schuld ist die hormonelle Belastung des Trinkwassers, hieß es.

Verursacht wird es durch die wachsende Beziehungsunfähigkeit, sagten die einen.

Der Egoismus bewirkt es, sagten die anderen.

Es ist der Todeswunsch der untergehenden Kultur, meinten einige.

Wir wissen nicht warum, gestanden wenige.

Man diskutierte an den Stammtischen ebenso wie in den höchsten wissenschaftlichen und politischen Gremien. Doch man mochte diskutieren, soviel man wollte: Es änderte nichts an der Tatsache, daß seit etlichen Jahren die Zahl der Geburten drastisch abnahm. Immer weniger Kinder kamen auf die Welt. In manchen Städten waren nur noch einige hundert Menschen jünger als zehn Jahre alt. Ein Rätsel, das bisher niemand zufriedenstellend gelöst hatte. Ein Rätsel, von dessen Lösung das Überleben der Menschheit abhing.

Die verhängnisvolle Entwicklung würde, wenn man sie nicht aufhielte, katastrophale Folgen nach sich ziehen. Die Gesellschaft würden zusammenbrechen, die meisten Menschen verarmen, im Kampf ums Überleben würde das

Faustrecht siegen, Mord und Totschlag wären schließlich an der Tagesordnung.

Noch war es nicht soweit gekommen, noch konnte man mit Hilfe der Technik die automatischen Versorgungseinrichtungen der Städte in Betrieb halten. Doch bald schon würde es an Technikern mangeln, die in der Lage wären, die Anlagen zu reparieren. Dann würde eine Einrichtung nach der anderen ausfallen, die Menschen wären auf ihre eigenen Kräfte angewiesen.

Etliche Kommissionen forschten an dem Problem, doch im Laufe der Jahre war man der Lösung nicht einen Schritt näher gekommen. Man fand heraus, daß sowohl die Männer wie die Frauen fruchtbar waren, ja die Fruchtbarkeitsrate sogar noch höher war als in früheren Jahrhunderten. Sie schliefen auch häufig miteinander, jedenfalls nicht seltener als in der Vergangenheit. Und dennoch: Es wurden kaum Kinder geboren. Weltweit. Die Menschheit schrumpfte bedrohlich.

Nold und Gari, ein Ehepaar mittleren Alters, gehörten einer der Forschergruppen an. Sie selbst hätten auch gerne Kinder gehabt, hatten sich auch sehr darum bemüht, waren jedoch wie die meisten anderen Paare kinderlos geblieben. Seit ihrer Jugend lasen beide gerne Bücher; aufgrund dieser gemeinsamen Leidenschaft waren sie aufeinander aufmerksam geworden und hatten sich ineinander verliebt. Bei der Literatur handelte sich um ein durchaus ungewöhnliches Hobby, denn die meisten ihrer Zeitgenossen

kannten keine Bücher. Es gab eine Fülle anderer Möglichkeiten der Aufbewahrung und Weitergabe von Informationen, der Kommunikation, der medialen Übermittlung von Erlebnissen und Gefühlen.

Eines Tages stießen sie in einem verstaubten Buch, das Gari von ihrem Urgroßvater geerbt hatte, auf einen Bericht über die Wirkung verschiedener Pflanzenstoffe, die wilde Völker zu unterschiedliche Zwecken in ihre Nahrung gemischt hatten. Unter anderem befand sich darunter auch ein dem Safran verwandtes Gewürz, das der Empfängnisverhütung gedient hatte und das sehr wirksam gewesen sein soll. Gari und Nold beschlossen daraufhin, nochmals die Nahrungsmittel genau zu analysieren und hierbei insbesondere die üblichen Zusatzstoffe zu untersuchen. Dabei stießen sie auf das Gewürz Rurrum, das aus den gelben Blütenpollen einer südamerikanischen Urwaldpflanze gewonnen wurde und dessen Beimischung zu sämtlichen Fertiggerichten seit Jahrzehnten gesetzlich angeordnet war, und zwar weltweit. Eine Recherche in den alten Gesetzesbegründungen ergab, daß dieses leicht süßliche Gewürz sich als wirksam gegen die bis vor etwa fünfzig Jahren grassierende Krankheit AIDS erwiesen hatte und deshalb die Hinzufügung zu Nahrungsmitteln von der Weltallianz der Regierungen beschlossen worden war. Allerdings war das Projekt auf den einzelnen Kontinenten nicht gleichzeitig zu verwirklichen gewesen, da die Rurrum-Pflanze zunächst in großem Umfang gezüchtet werden mußte.

Nold und Gari stellten fest, daß die Kinderlosigkeit jeweils im Abstand von ziemlich genau 18 Jahren nach der Verwendung von Rurrum begonnen hatte; anfangs war zwar nur jedes fünfte Paar betroffen, doch allmählich weitete sich diese Wirkung aus. Untersuchungen mit dem Gewürz an verschiedenen Kleintieren ergaben, daß bei allen nach wenigen Generationen die jungen Embryonen einige Tage nach der Befruchtung abstarben. Als Nold und Gari in weiteren alten Dokumenten nachforschten, stellten sie erstaunt fest, daß gleichzeitig mit Rurrum auch andere Mittel gefunden worden waren, synthetische Chemikalien, die sich als höchst wirksam gegen AIDS erwiesen hatten, man aber auf deren Einsatz verzichtet habe aus Gründen der „Natürlichkeit“, denn es sei kurzfristig nicht festzustellen gewesen, wie sich die künstlichen Mittel auf Dauer auf die Menschen auswirken würden.

Gari und Nold veröffentlichten ihre Erkenntnisse in einem Fachmagazin in der Hoffnung, die Politik aufzurütteln und der Menschheit die Augen zu öffnen; sie empfahlen, statt des Rurrum eines der anderen Mittel zu verwenden, deren Harmlosigkeit für den Menschen sich inzwischen herausgestellt hatte. Kurz darauf erschien eine gegenteilige Darstellung namhafter Wissenschaftler, die ihnen sogar Betrug vorwarfen. Das Paar, zunächst erschüttert über diesen Widerstand, war jedoch nicht bereit, so schnell aufzugeben, und verfaßte einen Appell an die Regierungschefs, dem es zwingende Beweise beifügte.

Tags darauf zerstörten Unbekannte das Labor der Forschergruppe, wobei sie auch die Aufzeichnungen über das Rurrum stahlen. Zum Glück war Nold ein Sicherheitsfanatiker und hatte Kopien davon bei Freunden untergebracht. Schließlich drohte man ihm und seiner Frau, sie umzubringen, falls sie ihre Behauptungen weiterhin aufrecht erhielten. Die alarmierte Polizei zeigte nur wenig Bereitschaft, ihnen zu helfen.

Nold und Gari grübelten, wer hinter all dem stecken könne. Es mußte sich um eine mächtige Organisation handeln, die möglicherweise Einfluß auch in den höchsten politischen Kreisen hatte. Was war ihr Ziel? Was wollten sie mit der Bekämpfung der Wahrheit bewirken? Waren es vielleicht einfach nur Neider, die den Ruhm für sich erringen wollten, oder steckte mehr dahinter?

Sie studierten weitere Dokumente aus der Zeit der Einführung des Rurrums. Zufällig stießen sie auf ein Schriftstück, das eine ökologisch ausgerichtete politische Gruppierung beschrieb. Ihr Vorsitzender hatte einmal geäußert: „Die Menschen sind die eigentliche Seuche auf dieser Welt. Sie zerstören die unschuldige Natur. AIDS war ein Versuch der Natur, sich von dieser Seuche zu befreien; leider war dieser Versuch zu schwach. So wollen wir denn, indem wir die eine Seuche bekämpfen, die andere ausrotten.“ Damals hatte keiner genau verstanden, was diese Worte bedeuten sollten.

Gari und Nold ging ein Licht auf. Sie begriffen jetzt, was der Vorsitzende gemeint hatte. „Die Leute müssen

Nachfolger in unserer Zeit haben“, sagte Gari laut. „Wer könnte das nur sein?“

„Es ist die ‚Partei des Volkes!‘“ erklang hinter ihnen eine dunkle Stimme.

Erschrocken drehten sie sich um. Hinter ihnen standen zwei fremde Männer. Außer den Vieren war niemand im Archiv.

„Das ist unser offizieller Name, unter dem wir in der Politik auftreten. Intern nennen wir uns ‚Kinder‘ — ‚Kinder der erlösten Natur‘.“ Sie lachten. „Aber Euch gestatten wir, uns schlicht und einfach ‚Kinder‘ zu nennen. Wir haben uns geschworen, Mutter Erde von unsereins zu befreien. Und es wird uns gelingen.“

Die letzten Wörter hörten Nold und Gari nicht mehr. Das injizierte, hochdosierte Rurrum hatte ihre Herzen zum Stillstand gebracht.